

Staackmann

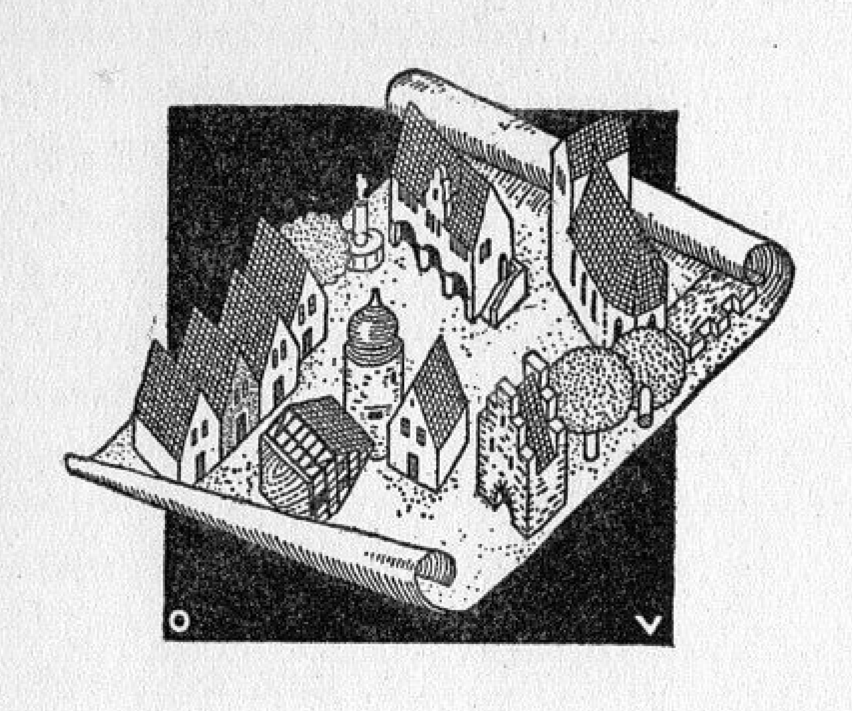
Fibeln

Dorf und Stadt

Eine deutsche Fibel

Text und Bilder von

Otto Völckers



L. Staackmann Verlag in Leipzig

Meiner getreuesten Leserin

Luise Völckers

zum 70. Geburtstag

Inhaltsübersicht

Menschliche Siedlungsgemeinschaft ist so alt wie das Menschengeschlecht selbst. Schon die ältesten Betätigungen des Menschen: Sammeln von Wurzeln und wilden Früchten, Jagd, Fischfang und Hüttenbau samt allem was dazugehört, auch der Schutz von Leben und Habe gegen wilde Tiere und böse Mitmenschen sind kaum anders als in Gemeinschaft und mit mehr oder weniger ausgeprägter Arbeitsteilung denkbar. Und wie sich der Mensch durch die Erfindung von Werkzeugen, vor allem aber durch die Überwindung der Scheu vor dem Feuer rasch über das Tier erhob und wie er schon früh sein Hausgerät durch „zwecklosen" Schmuck zu verschönern strebte, so wird sich – über das bloße Schutzbedürfnis und den bloßen Kampf ums Dasein hinaus – auch schon bald das seelische Verlangen nach Anschluß an Lebens- und Schicksalsgefährten, nach gegenseitiger Anteilnahme in guten und bösen Tagen gemeldet haben.

Dieses Buch will als kurzgefaßter Führer die Entwicklung von Dorf und Stadt im deutschen Raum Nordeuropas zeigen. Zuerst waren Haus und Hof, und diese bilden auch heute noch den Grundstoff aller Siedlung. Mit der erwachenden Erkenntnis vom Wert und Wesen der Gemeinschaft und des Dorf- und Stadtganzen als wirtschaftlicher und wehrfähiger Einheit beginnt die bewußt räumliche Gestaltung von Straße und Platz und die Einordnung des einzelnen in das Ganze, endlich auch die Lösung der wehr- und verkehrstechnischen Aufgaben.

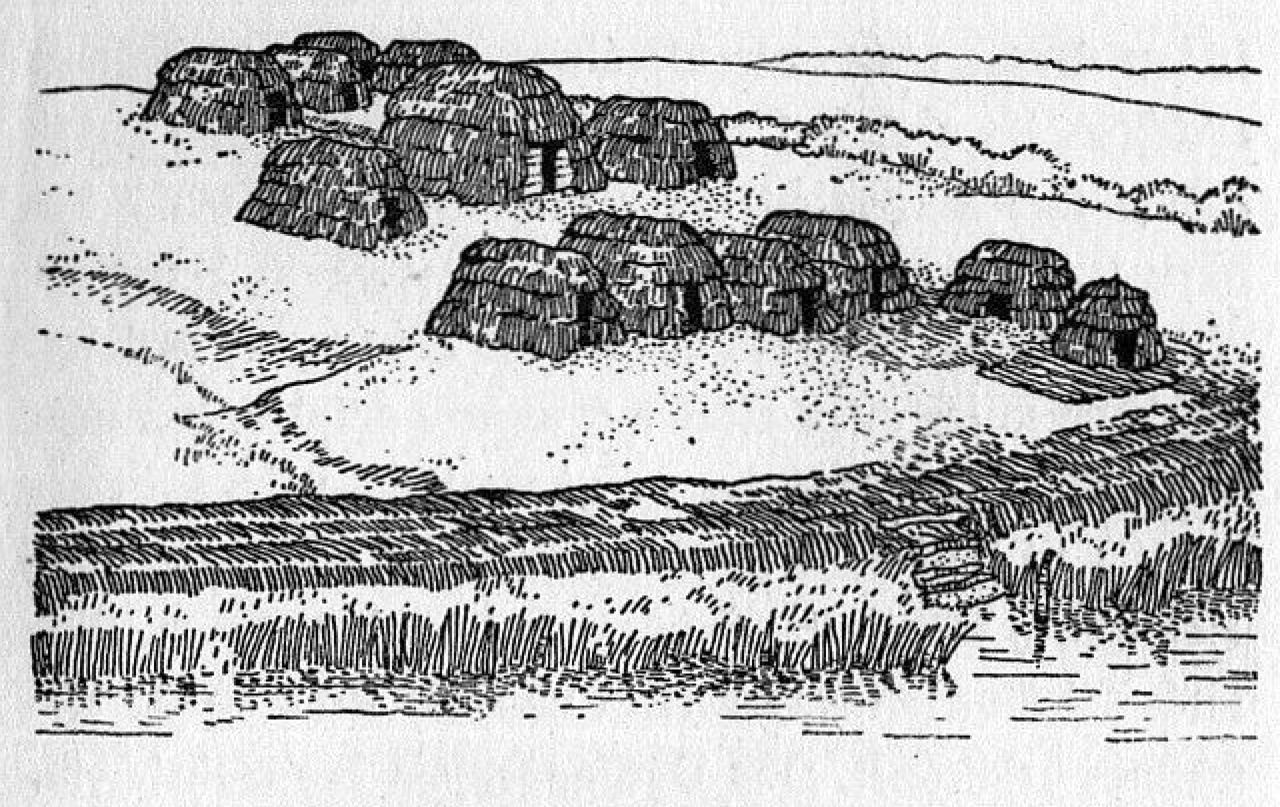
Ein Bauernhaus ist etwas anderes als ein Stadthaus, und ebenso ist ein Dorf etwas ganz anderes als eine Stadt. Übergänge und Mischformen hat es in beiden Fällen gegeben und gibt es auch heute noch, aber die Überreste einstiger Dörfer, wie wir sie zuweilen in heutigen Städten noch finden, wirken meist ebensosehr als Fremdkörper wie umgekehrt auf das Dorf verpflanzte städtische Hausgebilde. Und wenn auch manche Städte aus Dörfern erwachsen sind, so folgt doch jedes der beiden Siedlungsgebilde seinen eigenen Gesetzen; es sind weit mehr Städte planmäßig gegründet worden als aus Dörfern mehr oder minder zufällig entstanden. Auch ist wohl zu beachten, daß keineswegs aus jeder Ansammlung von Hütten ein Dorf und nicht aus jedem Dorf, ja nicht einmal aus jeder frühen Marktsiedlung eine lebensfähige und blühende Stadt geworden ist. Hütten, Gehöfte und ganze Dörfer sind noch bis in die Neuzeit hinein spurlos vom Boden verschwunden, und nur besondere Gunst der Zeiten und der geographischen Lage hat hie und da aus ein paar Fischerhütten in der Flußaue eine Großstadt erwachsen lassen.
Der deutsche Raum hat sich schon früh beiden Arten von Siedlung günstig gezeigt und ihnen jahrhundertelang eine gleichmäßige und gesunde Entwicklung gewährt. Erst das 19. Jahrhundert hat mit dem hemmungslosen Anwachsen der Städte das Gleichgewicht bedroht und damit warnend gezeigt, daß Dorf und Stadt im Rahmen des Gesamtraums zu Gedeih und Verderb aufeinander angewiesen sind und nicht nur als Einheiten für sich, sondern auch in ihrer gegenseitigen Entwicklung und Einwirkung planmäßiger Lenkung bedürfen.



Ursprünge und Frühzeit

Die ersten Keimzellen der Siedlung entstanden aus den Wohn- und Wirtschaftsbedürfnissen einzelner Familien und der aus ihnen entspringenden, von Generation zu Generation wachsenden Sippen: ein paar Hütten und was dazu gehörte, wie etwa überdeckte Vorratsgruben, eine Zisterne oder ein Brunnenloch, vielleicht auch schon Unterstände für gezähmte Nutztiere und endlich ein Knüppelzaun ringsum. Der Platz für das Ganze war sicherlich bedachtsam gewählt - eine Anhöhe etwa oder das Ufer eines fischreichen Gewässers -, und so erschien vielleicht eines Tages eine neue wandernde Sippe auf dem Plan, der es dort ebensogut gefiel. Einigte sie sich mit den schon Ansässigen über die Nutzung der natürlichen Umgebung oder der schon geschaffenen Rodungen, Uferbefestigungen oder dergleichen, so entstanden neben den alten Hütten ein paar neue, und die Ansiedlung erlebte einen Aufschwung, besonders wenn die „Neuen" irgendwelche besonderen Fähigkeiten und Fertigkeiten mitgebracht hatten. Einigte man sich aber nicht, so entbrannte wohl ein Kampf auf Leben und Tod, und wenn die Fremden Sieger blieben, so erhoben sich alsbald ihre Hütten über dem Brandschutt der ersten Siedlung.

Die Forschung hat indessen erwiesen, daß vor- und frühgeschichtliche Siedlungen nur verhältnismäßig selten durch kriegerischen Überfall und auch nicht besonders oft durch Naturgeschehnisse oder Feuersnot zugrundegegangen sind. Sehr häufig sind sie dagegen von ihren Bewohnern freiwillig aufgegeben und gewissermaßen planmäßig, nämlich unter Mitnahme aller wertvolleren Habe, geräumt worden. Ungeheure Landstrecken in Nordeuropa waren in der Vorzeit entweder noch gar nicht oder so dünn besiedelt, daß dem „Umzug" ganzer Sippen und Stämme an günstigere Wohnplätze keine großen Bedenken und Schwierigkeiten entgegenstanden; besonders der allmähliche Übergang vom Jäger- und Hirtenleben zur Ackerkultur wird verstärkte Suche nach ertragfähigen Böden und damit Umsiedlungen bewirkt haben. Außerdem ist zu bedenken, daß die Frühgeschichte nach Jahrtausenden und Jahrhunderten rechnet; in solchen Zeiträumen kann sich das Klima einer im wesentlichen sich selbst überlassenen, vom Menschen jedenfalls nur stellenweise unter Kultur gehaltenen Gegend so von Grund auf ändern, daß ein ehemals guter Wohnplatz nach und nach immer unwirtlicher und schließlich unbewohnbar wird, um vielleicht viele Jahrhunderte später von neuem wohnlich und ackerfähig zu sein. So entstanden Wanderungsbewegungen, lange bevor die zunehmende Bevölkerungsdichte, die damit zusammenhängende Bodenknappheit und auch die immer bestimmter durchsickernde Kunde von wärmeren, reicheren und schöneren Ländern im Süden und Südosten jene umfassenden und folgenreichen Bewegungen auslöste, die wir als geschichtliche „Völkerwanderung" kennen. Dadurch haftet der Frühgeschichte



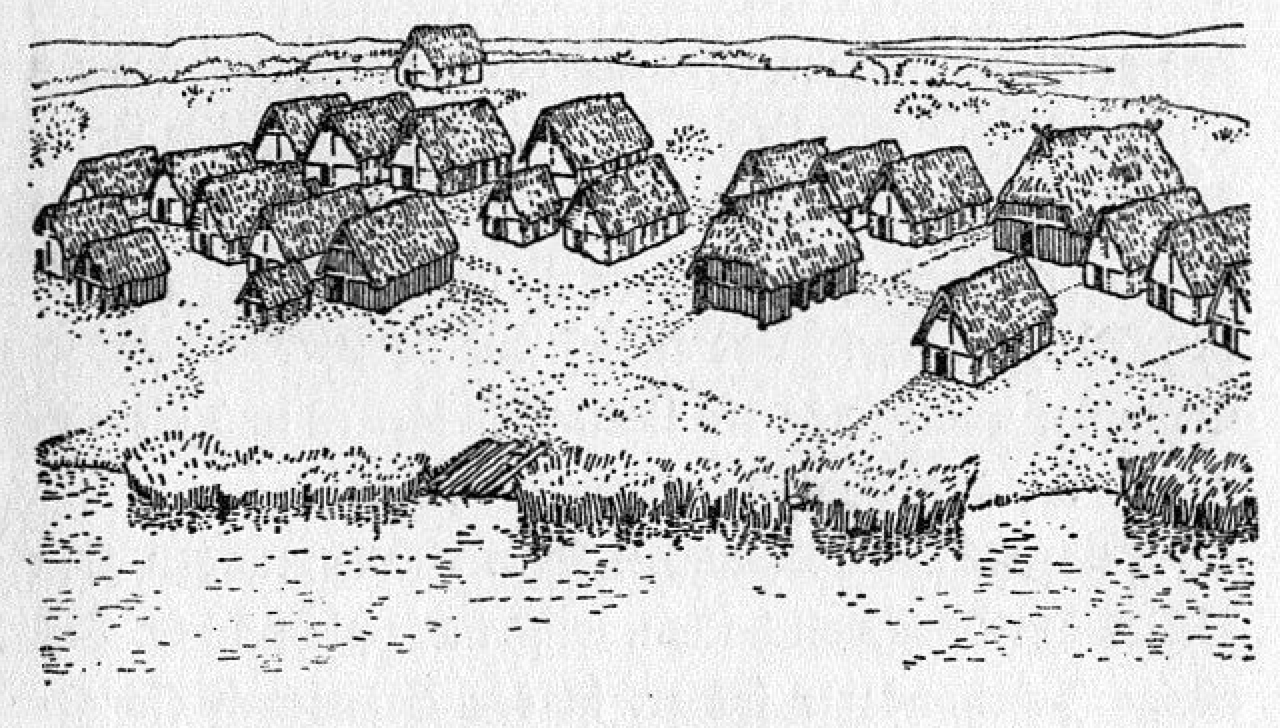
Siedlung der mittleren Steinzeit am Federsee
(um 8000 v. Chr.); Wiederherstellung

der Siedlung eine gewisse Unstetigkeit und Sprunghaftigkeit an; Siedlungen entstehen und vergehen in oft erstaunlich kurzen Zeiträumen. Noch aus späterer römischer Kaiserzeit kennen wir ein germanisches Dorf, das bestenfalls ein Jahrhundert bestanden hat und dann freiwillig verlassen worden ist (s. S. 18/19).

Das älteste bisher vollständig aufgedeckte „Dorf" auf deutschem Boden ist eine kleine Siedlung am Ufer des Federsees in Oberschwaben (zwischen Bodensee und Donau). Sie besteht aus 13 oder 14 größeren und kleineren Hütten der mittleren Steinzeit (etwa 8000 v. Chr.); die Hütten, auf länglich rundlichem Grundriß aus Astwerk und Schilf erbaut, sind in einer gewissen Ordnung und außerdem sämtlich in einer bestimmten Richtung, nämlich von Westen nach Osten, aufgereiht. Etwas später, aber auch noch in der mittleren Steinzeit, wurde an der-

selben Stelle eine neue Siedlung von etwa 30 Hütten errichtet, die aber auf größerer Fläche willkürlich angeordnet und auch nicht mehr einheitlich nach einer bestimmten Himmelsrichtung ausgerichtet waren. Am Seeufer führte ein künstlich angelegter Dammweg entlang, der schon unser altes Dorf mit andern Siedlungen verband. Denn das Seeufer war damals ziemlich dicht besiedelt; es sind über 80 Siedlungsplätze nachgewiesen, die freilich nicht alle gleichzeitig bewohnt waren. Alle diese Siedlungen waren klein und auf etwa 40-60 Bewohner beschränkt. Das Vorhandensein des wahrscheinlich sogar befahrbaren Weges zeugt nicht nur von Verkehrsbedürfnissen an sich, sondern auch vom Einverständnis der Ufergemeinden untereinander, mithin von Anfängen gemeindlich-politischen Lebens.

Ähnliches, nämlich gemeindliche Ordnung und Führung, muß man auch für die größeren Pfahldörfer des Bodenseegebiets annehmen, wenigstens wenn es sich bestätigt, daß seit der jüngeren Steinzeit gemeinschaftliche „Dorfplattformen" errichtet worden sind. Denn nur unter der Voraussetzung obrigkeitlicher Regelung kann die Erstellung und Bewirtschaftung solcher Plattformen verstanden werden, die zuweilen mehr als 2000 Quadratmeter groß waren und auf mehr als 60000 eingerammten Pfählen ruhten. Vollständige Dorfpläne liegen leider nicht vor; wir wissen aber, daß gerade Pfahldörfer öfters in Flammen aufgegangen sind, was auf besonders dichte Bebauung schließen läßt. In einem andern Fall zeigte sich, daß ein großes Pfahldorf das Opfer eines furchtbaren Oststurms geworden war: viele hundert Pfähle steckten schief gegen Westen geneigt im Boden.



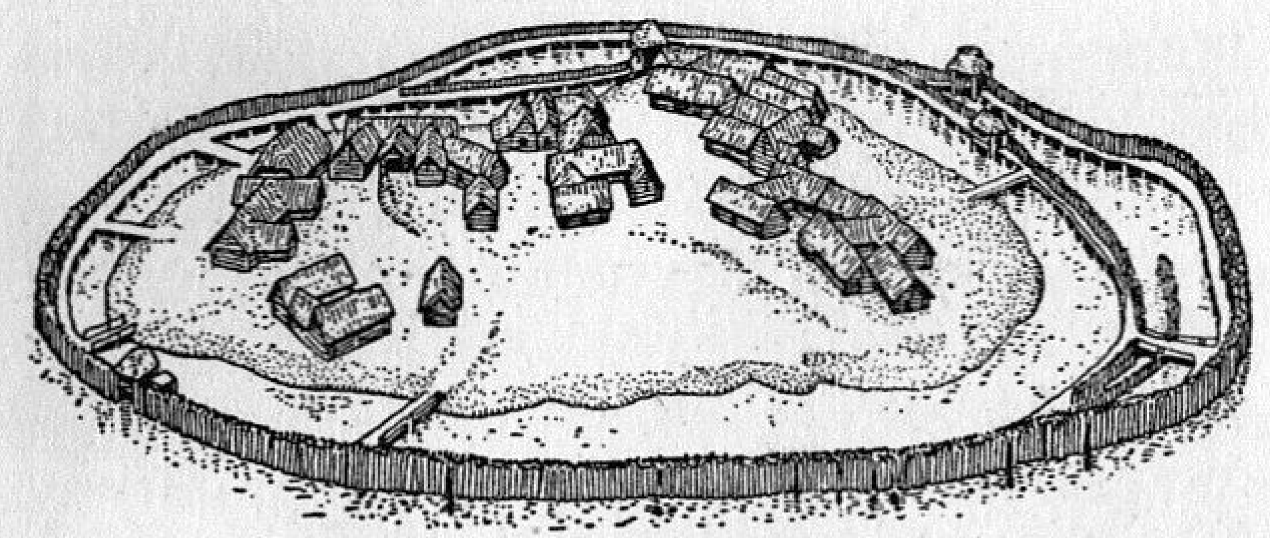
Jungsteinzeitliches Dorf Aichbühl am Federsee
(um 2200 v. Chr.); Wiederherstellung

Am Federsee sind die mittlere und die jüngere Steinzeit infolge von Klimaänderungen durch mehrere Jahrtausende völliger Verödung getrennt. Erst seit etwa 3000 v. Chr. erscheinen dort neue Siedler, und unter ihnen, etwa um 2500, die ersten unzweifelhaft nordischen Menschen in dieser Gegend. Von deren Siedlungen ist eine vollständig ausgegraben, so daß die Wiederherstellung im Bild möglich ist. Auf einer Landzunge stehen 22 Häuser beisammen (nun aber wirkliche, rechteckige Häuser mit senkrechten Wänden aus Spaltbrettern und deutlich abgesetztem Schilfdach); alle sind planmäßig in Nordsüdrichtung und in Reihen geordnet, so daß man beinahe schon von „Dorfstraßen" sprechen könnte. Gegen die vermutliche Landungsstelle zu liegt ein freier Platz und in dessen Mitte ein Bau, der aus mancherlei Gründen kein Wohnhaus, aber auch kein Stall gewesen sein kann und von der Forschung als „Versammlungshaus" angesprochen wird. Schräg dahinter steht ein anderes durch Größe

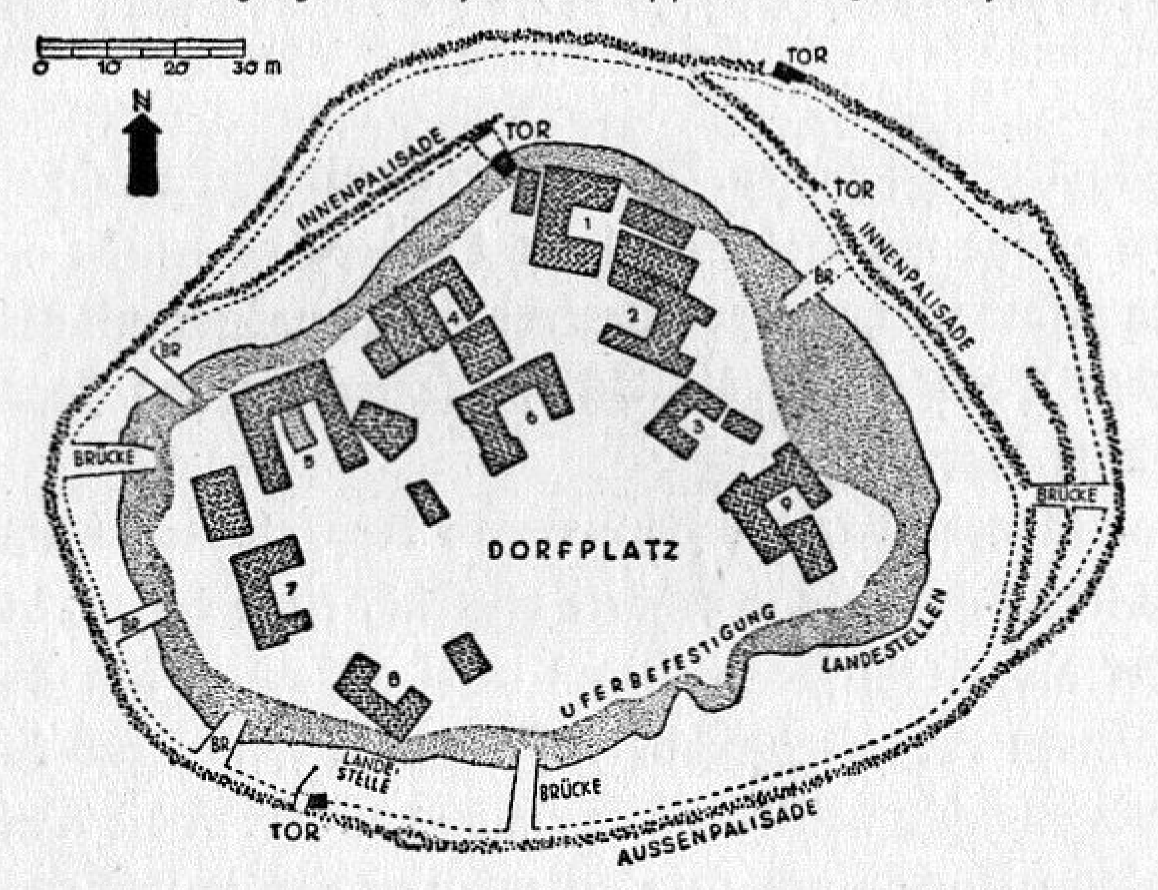
und vorzügliche Bauweise ausgezeichnetes Haus, das als „Herrenhaus" gilt. Die nähere Untersuchung der jungsteinzeitlichen Siedlungen hat ergeben, daß ihre Bewohner außer Jagd und Fischfang durchweg Ackerbau trieben (Weizen, Gerste und Hirse), daß sie Pferde, Rinder, Schweine und Hunde als Haustiere hielten und die Gewässer auf Einbäumen und Flößen befuhren.

Ob steinzeitliche Siedlungen schon Umwehrungen zum Schutz der Dorfschaft hatten, wissen wir nicht sicher. Erst einige Jahrhunderte später, in der Bronzezeit (so genannt nach den um 1800 v. Chr. zuerst auftauchenden metallenen Geräten und Waffen), erscheinen Zäune, dann aber Wälle und mit Pfahlreihen gesicherte „Erdmauern" und Tore als wesentliche Bestandteile von Siedlungen. Das ergiebige, weil vorbildlich durchforschte Federseegebiet hat uns auch dafür ein gutes Beispiel erhalten: die sogenannte „Wasserburg Buchau", eine Inselsiedlung, die um 900 v. Chr. etwa das hier wiedergegebene Bild geboten hat.

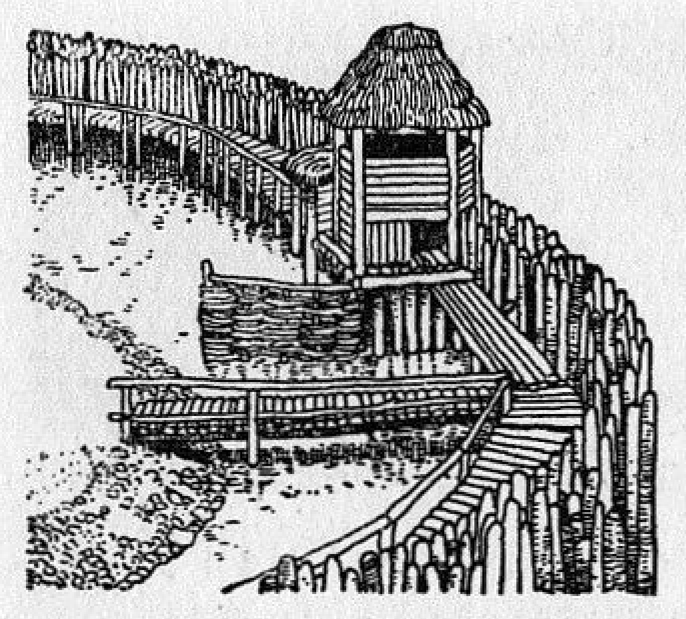
Auf einer rundlichen Insel, die sich um etwa 1,50 Meter über den bronzezeitlichen Seespiegel erhob - heute ist der Federsee fast ganz verlandet und sein Becken von Moorwiesen erfüllt -, stehen neun stattliche Gehöfte ohne deutlich sichtbare Ordnung so verteilt, daß am Südufer ein größerer Platz frei bleibt. Alle Gebäude, die U-förmigen Haupt- und einige Nebenhäuser, sind in Blockbauweise aus ganzen Rundhölzern errichtet; in dem besonders großen Gehöft 5 will man wieder ein „Herrenhaus" erkennen. Rings um die Insel nun zog sich in einem Abstand von 6-40 Meter eine Befestigung aus Pfählen, eine „Palisade", die an der Nordseite durch



Wiederhergestellte Ansicht und Plan der bronzezeitlichen Wasserburg Buchau



einen zweiten inneren Pfahlring verdoppelt ist. Über den Seespiegel erhob sich diese Schutzwand, zu deren Errichtung nicht weniger als rund 15000 Kiefernstämme eingerammt worden sind, um etwa dreieinhalb bis viereinhalb Meter. An der Innenseite begleitete sie ein zwei Meter breiter Wehrgang, der mit dem festen Boden der Insel durch sieben Brücken verbunden war. Je zwei Tore durchbrachen den äußeren wie den inneren Ring; sie waren turmartig überbaut und wurden mit hölzernen



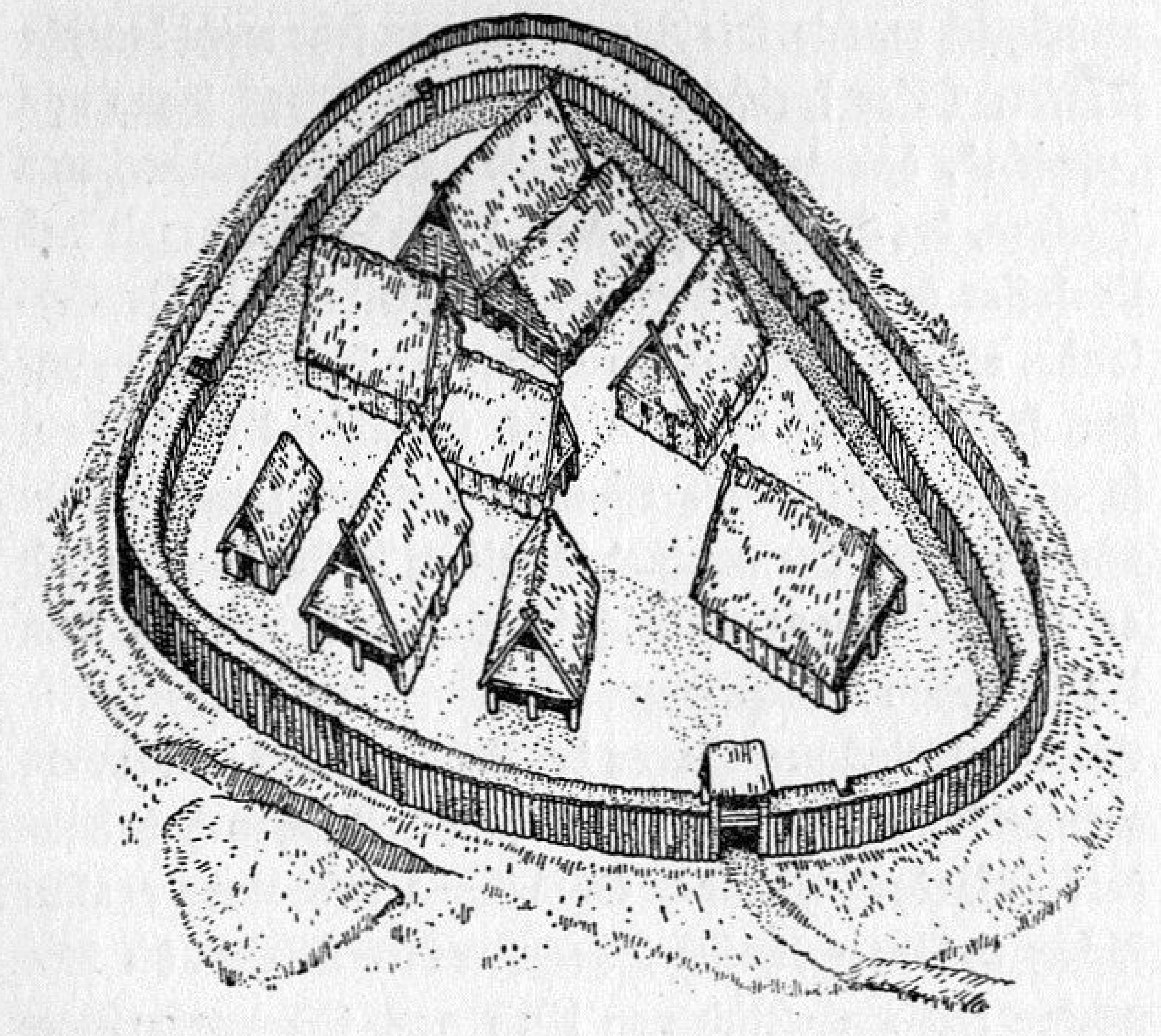

Einzelheiten (Palisade und Tor) der Wasserburg Buchau

Fallgattern geschlossen. Drei gut erhaltene Einbaumboote und einige mit Bohlen belegte Landeplätze deuten auf den erforderlichen regen Verkehr der Bewohner mit dem festen Seeufer, wo die Äcker, Viehweiden und Jagdgründe lagen.

Das Ganze ist also - schon wegen der Insellage - eine richtige Festung. Sie gehörte vielleicht einer Sippe, bot aber auf ihrem freien Raum wohl außerdem den Bewohnern der Ufersiedlungen Zuflucht. Denn es gab damals auch schon Kriegsnöte: um 800 v. Chr. ist die Wasserburg Buchau von Feinden erstürmt und in Asche gelegt worden. Nicht lange danach ist der Seespiegel stark gestiegen, und als er wiederum fiel, ließ er ein menschenleeres Moor zurück, um das noch in unsern Tagen die Sage von einer „versunkenen Stadt" geisterte; die Vorgeschichtsforschung hat den wahren Kern dieser Sage in überraschendem Umfang enthüllt.

Als Sippenburg ist auch eine andere sehr bemerkenswerte Siedlung der späteren Bronzezeit in der Niederlausitz bei Guben aufzufassen. In einer Flußniederung

erhebt sich dort ein niedriger Sandhügel, der „Baalshebbel" genannt; er trägt eine aus nur sechs ziemlich großen Häusern und einigen Ställen bestehende kleine Ansiedlung, die aber mit einem vier Meter dicken Wall aus dicht gereihten Pfosten mit Erdfüllung schwer befestigt ist. Sechs Hausgrundrisse sind einwandfrei festgestellt, nur das Gebäude in der Mitte ist unklar geblieben. Auf der Innenseite des Walls lief ein mit Kopfsteinen gepflasterter Weg rundum, und an der Südwestseite muß ein Tor gelegen haben. Die Häuser sind nicht nach einer bestimmten Himmelsrichtung, sondern nach dem Wallring ausgerichtet, und zwar so, daß ihre Eingänge nach außen und nicht nach dem Platz in der Mitte sehen.

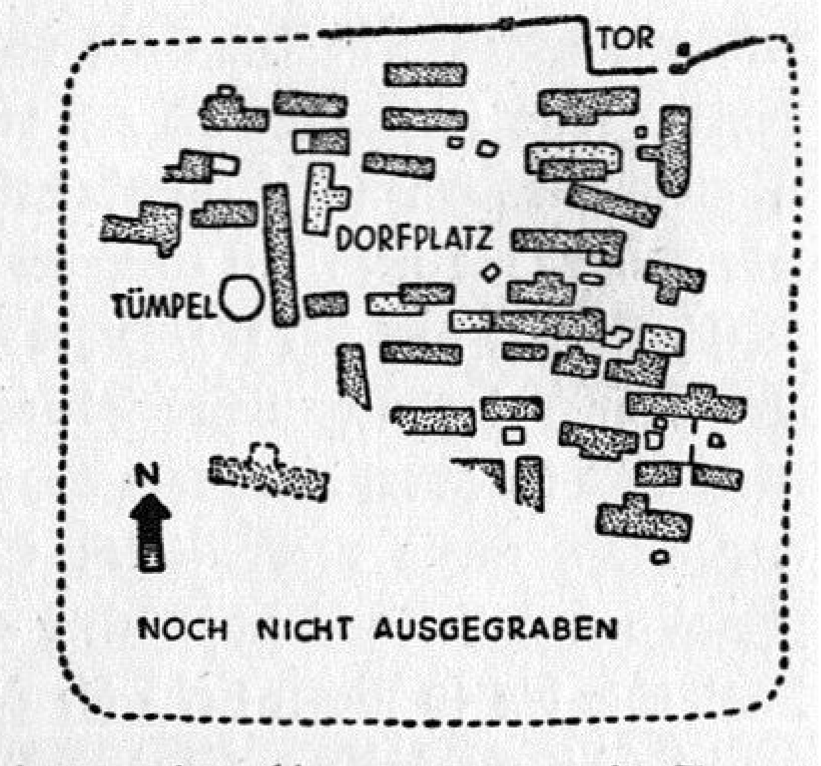


Bronzezeitliche Siedlung auf dem Baalshebbel bei Guben
Wiederherstellung

In der späteren Bronzezeit fehlte es auch sonst nicht an geschlossenen und meist auch irgendwie befestigten Siedlungen im deutschen Raum, auch in den folgenden Jahrhunderten nicht, in denen zur Bronze der Werkstoff Eisen trat und deren letzte Stufe, die „la Tène-Zeit", schon im Bereich südländischer Geschichtsschreibung und Völkerkunde liegt. Noch lange nachdem sich die Römer an Rhein und Donau dauernd festgesetzt hatten, entstanden weiter östlich und nördlich immer noch neue germanische Dörfer, bis schließlich die große „Völkerwanderung" wirklich große geschlossene Massen süd- und südwestwärts in Bewegung setzte und dadurch für einige Zeit die Seßhaftmachung - wenigstens im Bereich der Hauptzugstraßen - unmöglich machte. Die Römer kannten sehr wohl deutsche Dörfer; Cäsar spricht im „Gallischen Krieg" sogar von „oppida", das heißt Landstädten der Germanen, und Tacitus, der Geschichtsschreiber der ersten Kaiserzeit und Verfasser der ersten Landes- und Volkskunde Deutschlands, erzählt uns, daß die Germanen in Dörfern wohnten, freilich nicht Dörfern nach italischer Art, sondern so angelegt, daß jedes Haus von einem freien Raum umgeben war. Germanische Siedlung in Einzelhöfen gab es zur Römerzeit wahrscheinlich nur in einigen dem Rhein nahen Landstrichen.

Etwas nördlich von Nauen bei Berlin ist vor kurzem ein germanisches Dorf aus dem 3. nachchristlichen Jahrhundert aufgedeckt worden. Es bestand aus einer großen Schar außergewöhnlich langgestreckter Häuser, die hier wieder fast einheitlich von West nach Ost ausgerichtet waren und einen im Plan gut erkennbaren freien Platz umschlossen (der Südteil des Dorfes ist noch nicht frei-

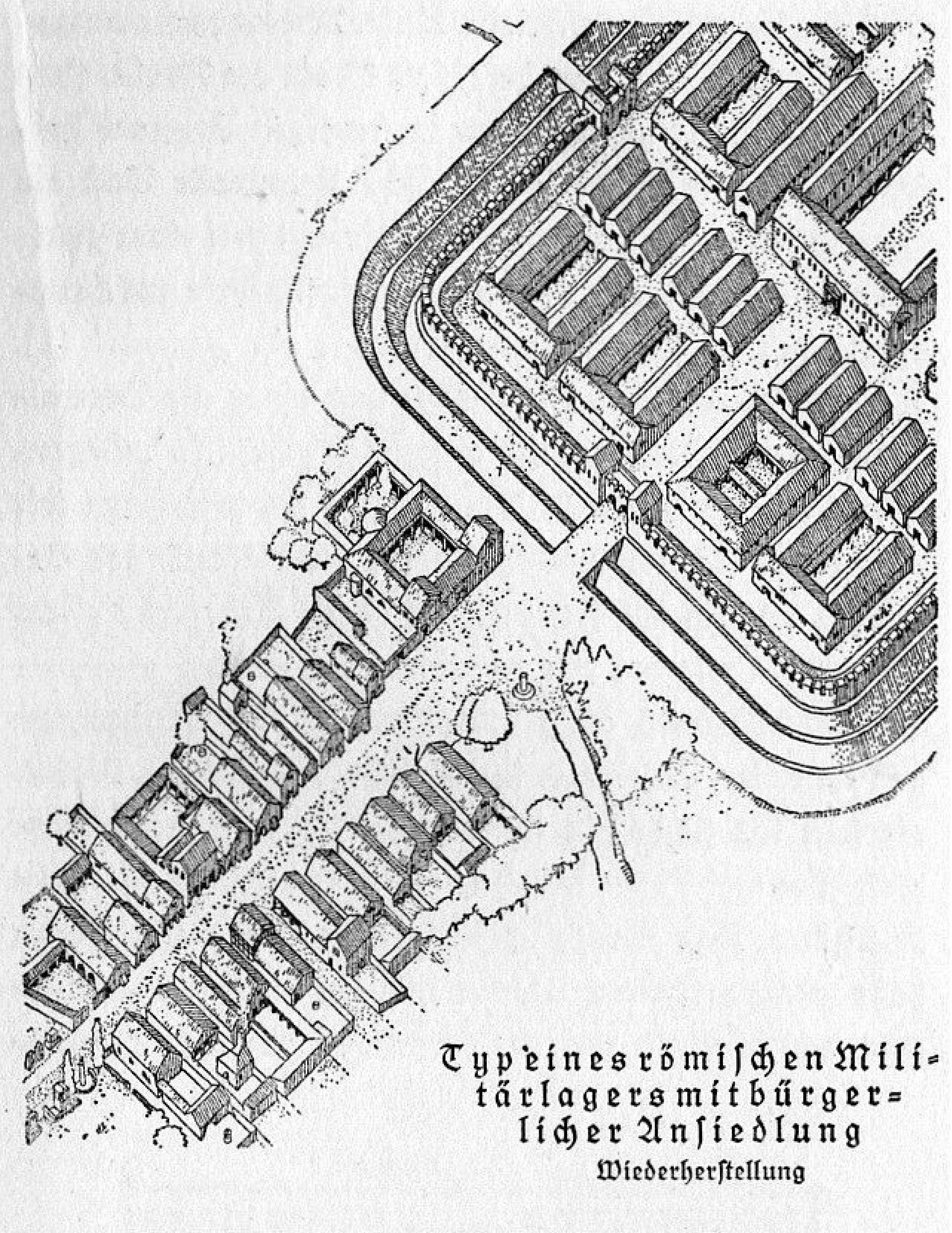
Dorfplan vom Bärhorst bei Nauen
(3. Jahrh. n. Chr.)



gelegt). Das Dorf hatte eine Umzäunung mit Toren und besaß vier mit Eichenbohlen ausgekleidete Brunnen. Von einer Dorfstraße ist aber diesmal keine Rede; Häuser und Nebenbauten (zum Teil Gruben) stehen engedrängt durcheinander. Es war auch sonst ein etwas armseliges Dorf, der umgebende Ackerboden schlecht und die Bauweise der Häuser sehr bescheiden; nach etwa hundertjährigem Bestand ist die Siedlung aufgegeben und kampflos geräumt worden.

Römische Zeit. Bevor wir auf die Entwicklung des deutschen Dorfs im Mittelalter eingehen, sehen wir uns nach den von den Römern auf deutschem Boden geschaffenen Siedlungen um, einmal der geschichtlichen Reihenfolge zuliebe und dann, weil später die Frage zu stellen sein wird, wieweit die römische Hinterlassenschaft in den Folgezeiten wirksam gewesen ist.
Die ersten römischen Siedlungsgebilde waren die Standlager (castra), auf Dauer berechnete rein militärische Anlagen, die nach festen Normen überall gleich eingerichtet waren. Anfangs nur durch Gräben und Erdwälle

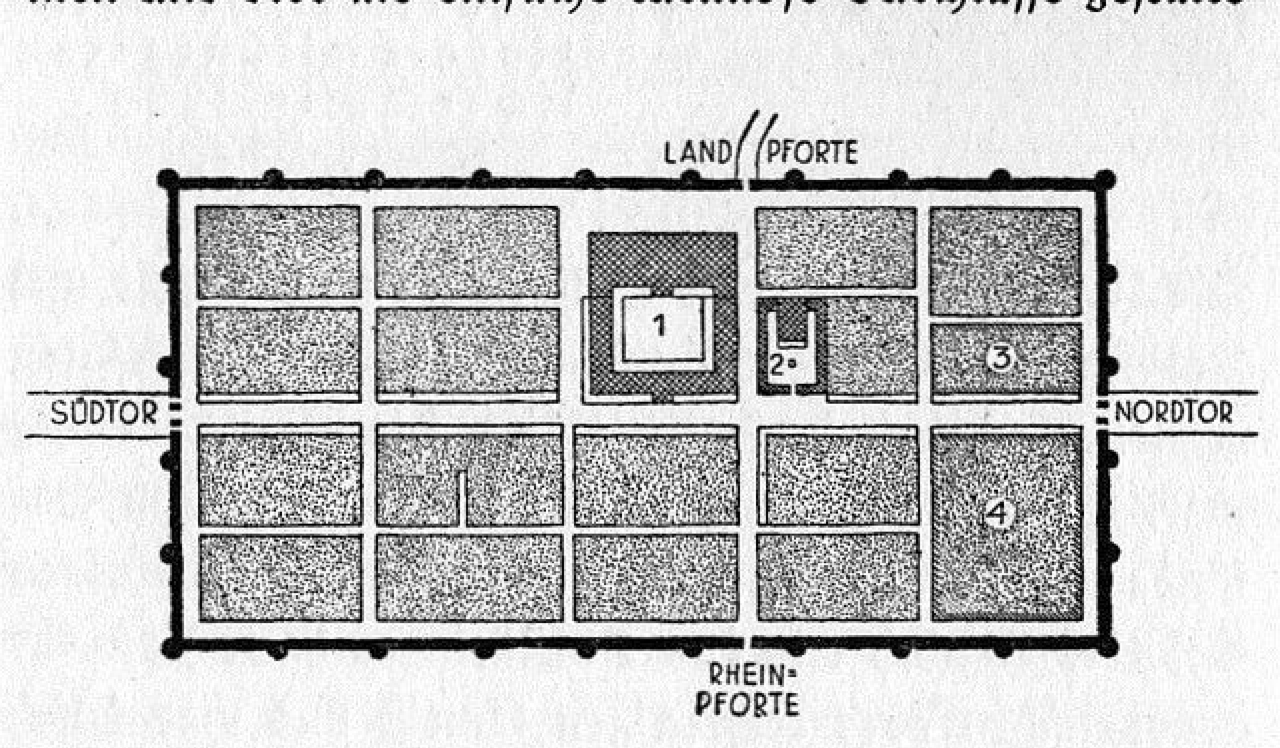
gesichert, erhielten sie seit Ende des 1. nachchristlichen Jahrhunderts (teilweise auch erst viel später) steinerne Mauern mit Zinnen und turmbewehrte Tore. Wie nun jede Truppe der alten Zeit einen großen Troß nichtmilitärischer Leute nach sich zog, so gehörte zu jedem Lager alsbald auch eine bürgerliche Niederlassung (vicus). Meist hatte diese die Form einer vom Lager ausgehenden, zuweilen angerartig verbreiterten Straße, an der auf schmalen und tiefen Grundstücken - etwa 6-10 Meter breit, aber bis 40 Meter tief - die Fachwerkgiebelhäuser (canabae) von Händlern, Handwerkern, Wirten und andern mehr oder minder ehrbaren Insassen aufgereiht lagen. Später kamen dazu noch Behausungen für die Frauen verheirateter Soldaten und Unteroffiziere, endlich Badeanstalten (Thermen), größere Wohnhäuser von höheren Offizieren und Beamten, hin und wieder sogar Amphitheater. Allmählich entwickelten sich diese „Vici" gewiß zu dorf- oder gar stadtähnlichem Umfang; sie sind aber selten oder nie zum Grundstock späterer deutscher Städte geworden, sondern in der Regel zusammen mit dem Lager untergegangen. Ebenso selten kam es vor, daß ein Lager als solches aufgegeben und auf der bereits umwallten oder ummauerten Fläche eine stadtartige Siedlung geschaffen wurde, dieses Mal also auf dem Boden des Lagers selbst, nicht nur neben ihm. Aber die Römer gründeten auch planmäßig wirkliche Städte, nicht nur im Anschluß an Militärlager, sondern im freien Land an verkehrswichtigen Punkten, wahrscheinlich auch oft auf Siedlungsplätzen der Ureinwohner. Der römische Kolonist dagegen scheint grundsätzlich nur in Einzelgehöften, aber nicht in Dörfern angesiedelt worden zu sein.



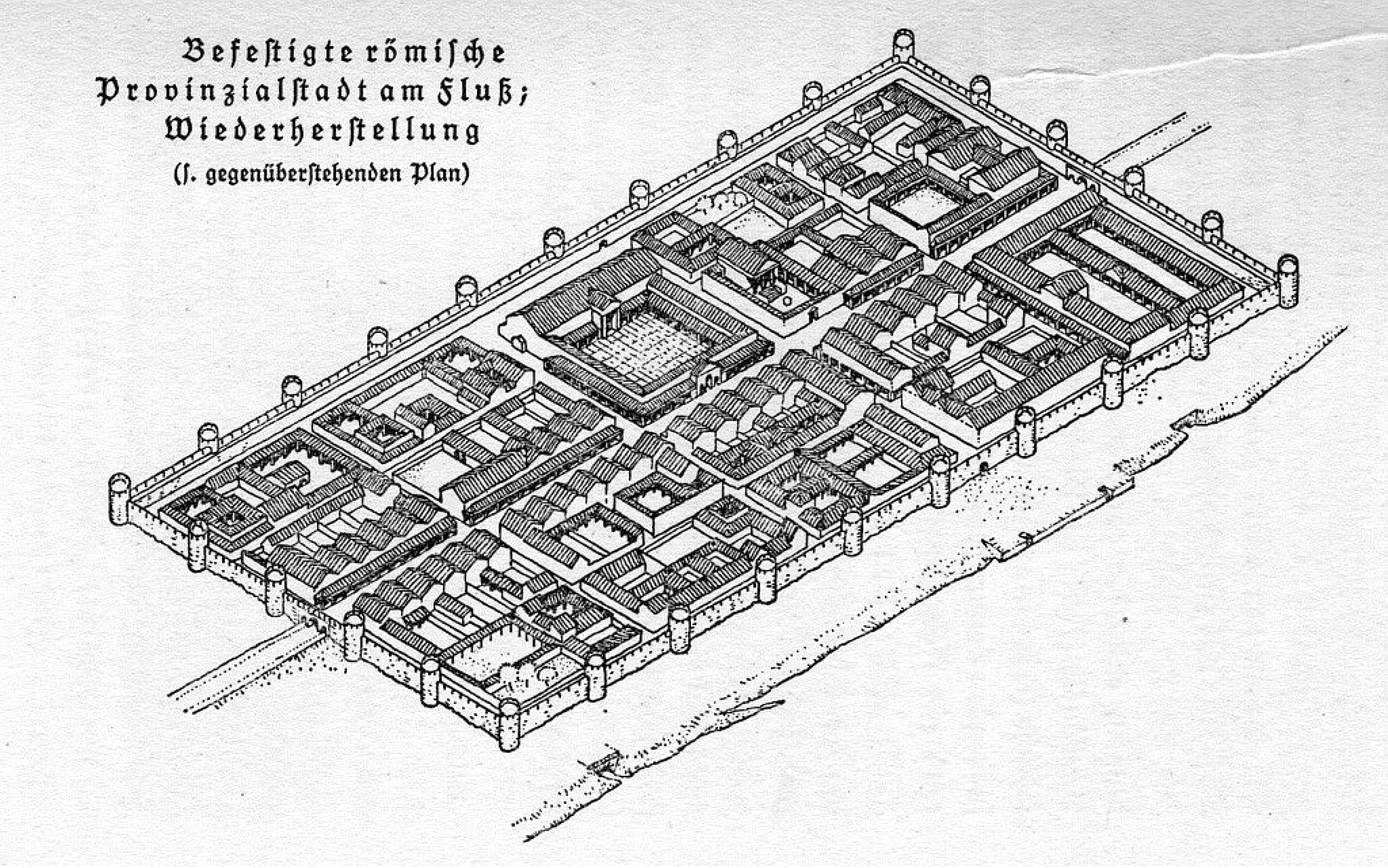
Typ eines römischen Militärlagers mit bürgerlicher Ansiedlung
Wiederherstellung

Die Neugründungen von Städten (je nach Größe und Bedeutung mansio, oppidum, civitas genannt) erfolgten natürlich ganz nach römischer Art. Die römische Stadt war, wenn sie sich ohne Rücksicht auf schwieriges Gelände entwickeln konnte, ein sehr klares und nüchternes Gebilde. Ähnlich wie das Militärlager hatte sie meist quadratischen oder rechteckigen Umriß und war durch ein Hauptstraßenkreuz und schmale Nebenstraßen in recht=

winklige Baublöcke aufgeteilt. Unser Wiederherstellungs-versuch zeigt eine kleine befestigte Stadt am Rhein, etwa von der Größe und Form des im heutigen Boppard stek-kenden „oppidum". Die rheinische Heerstraße läuft als Hauptstraße hindurch und wird gekreuzt von einer zwei-ten größeren Straße, die von der Rheinpforte zur Land-pforte führt. Am Schnittpunkt liegt ein „forum" (1), d. h. ein Marktplatz mit Hallen und einer als Verwal-tungssitz und Gerichtshalle dienenden „Basilika". Gegen-über liegt der offizielle Tempel (2); bei 3 nehmen wir eine kleine Thermenanlage, bei 4 die Kaserne der Be-satzung an. An der Hauptstraße ist die Bebauung ziem-lich dicht – wie bei den Lagerdörfern –; nach römischer Gewohnheit wird diese „Kaufstraße" von Laubengän-gen begleitet. Irgendwo in den lockerer bebauten Wohn-vierteln lag sicher ein Mithrasheiligtum und vielleicht auch eine mehr oder weniger heimlich besuchte christliche Kultstätte. Das Ganze umschließt eine etwa acht Meter hohe zinnengekrönte Mauer mit zahlreichen Rundtür-men und vier als einfache turmlose Durchlässe gestalte-



Planschema einer römischen Provinzialstadt

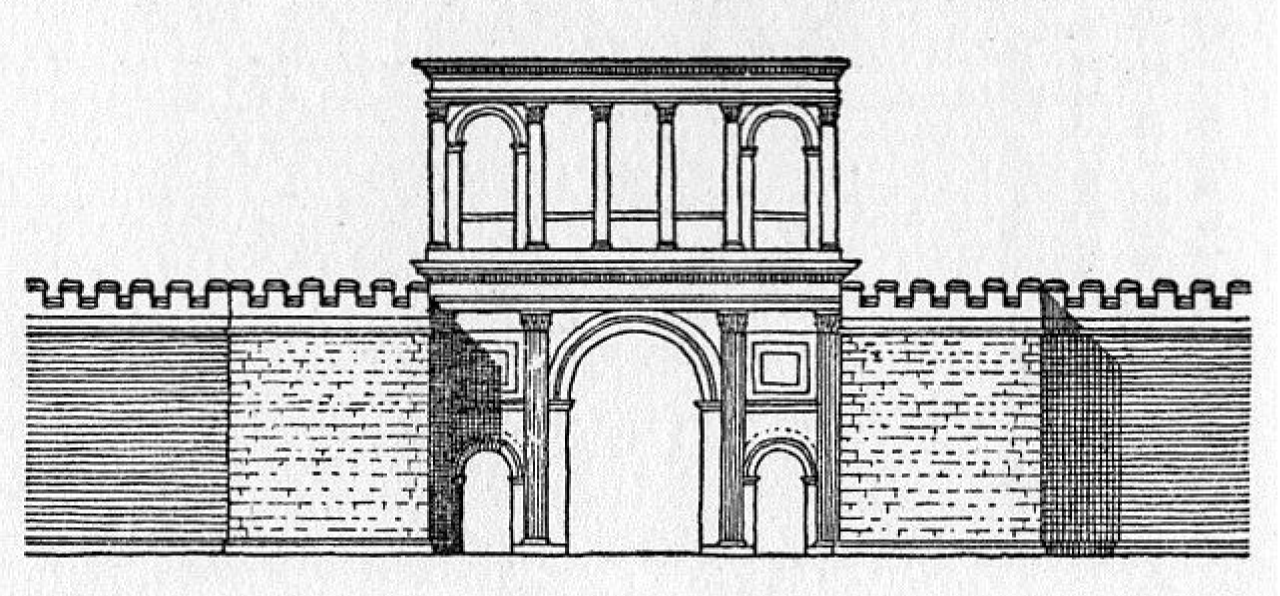


Befestigte römische Provinzialstadt am Fluß; Wiederherstellung
(s. gegenüberstehenden Plan)

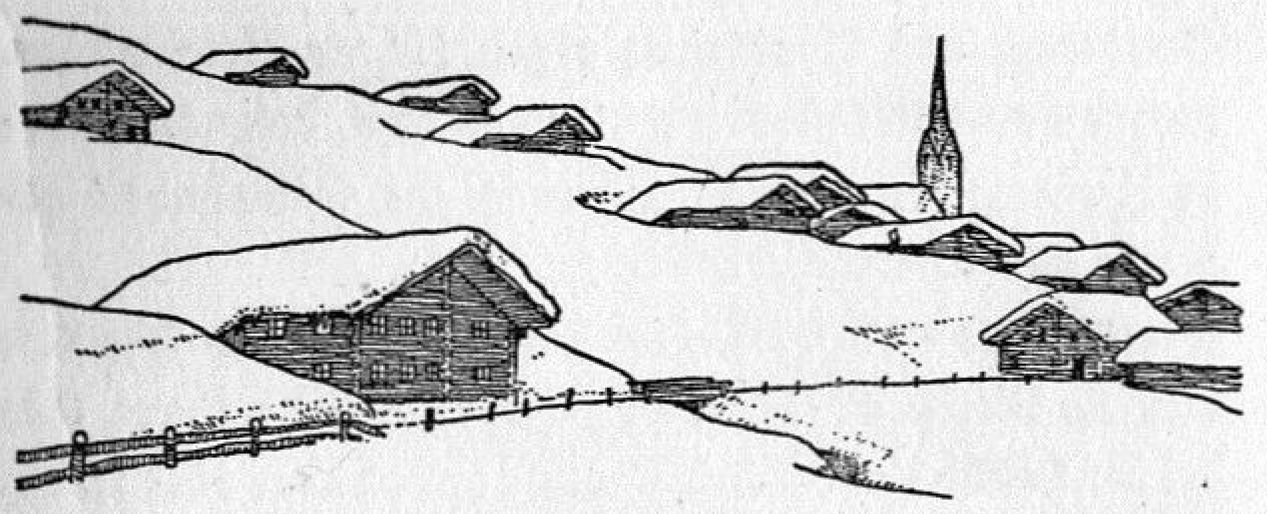
ten Toren. Am Rheinufer sieht man die Mündungen zweier Abzugskanäle.

Wirklich große Römerstädte waren auf deutschem Boden nur Köln und Trier, dann auch Mainz und Regensburg. Sie waren mit allem Zubehör römischer Stadtkultur versehen: mit Prunktoren, plattengepflasterten Straßen, mit Bädern, Palästen und Amphitheatern. Wasserleitungen, entweder oberirdische in Form der bekannten Aquädukte (Reste bei Mainz und bei Metz) oder unterirdische (wie der größte Teil der aus der Eifel nach Köln führenden Leitung), versorgten sie mit Trinkwasser, während ein Netz gewölbter Kanäle die Abwässer in die Flüsse führte. Von den Toren aus zogen die Straßen ins Land hinaus, oft meilenweit begleitet von Gräbern und Gedenksteinen.

Diese gepflegte und hochzivilisierte Welt nahmen seit etwa 400 die Germanen mit ihrer völlig andersartigen, städtischem Leben ganz abgeneigten Wohn- und Siedlungsweise in Besitz. Wir werden bald sehen, wieviel oder wie wenig Nutzen sie daraus gezogen haben.



Römisches Stadttor später Zeit
(Porta Paphia in Köln, wiederhergestellt)



Streusiedlung mit Kirchenweiler im Gebirge (Vorarlberg)

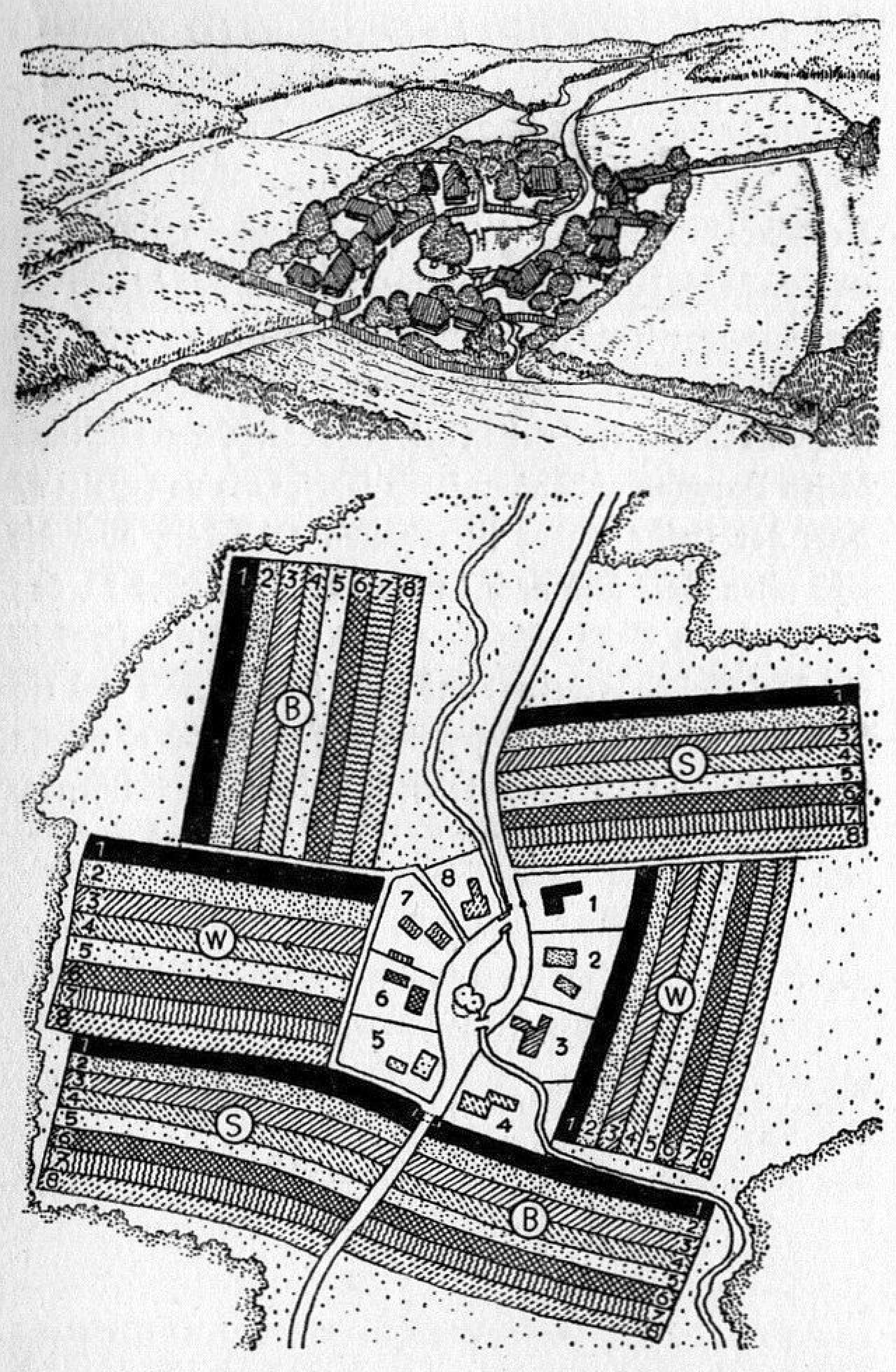
Das deutsche Dorf

Streusiedlung. Die Vorstellung, daß der Einzelhof die eigentlich germanische Siedlungsform sei, daß sich aus Einzelhöfen erst lockere Gruppen und aus diesen endlich geschlossene Dörfer „entwickelt" hätten, wird schon durch das Vorhandensein geschlossener Dörfer der Stein- und Bronzezeit widerlegt. Geschichtlich gesehen steht die Streusiedlung nicht am Anfang, sondern sehr oft am Ende: wenn der bessere Boden voll besetzt war, mußte man eben weiter hinauf ins Gebirge, hinaus auf die Inseln, ins Bruchland, in enge Täler vorrücken, wo erst gerodet werden mußte und magerer Boden nur wenige Ansiedler nähren konnte. In solchen Lagen also finden wir weitverstreute Höfe mit großem Weidelandbesitz; nur um die Kirche bildet sich oft nachträglich ein kleiner „Weiler" mit eng aneinander gerückten Häusern. Anderseits sind aber in Landstrichen mit besonders schweren Böden, denen die Pflüge der ersten „Landnehmer" nicht gewachsen waren, die leichter zu bearbeitenden Stellen wirklich zuerst inselartig besetzt worden. Endlich wird auch stammliche

Sonderart und Abneigung gegen dichtes Beieinander-wohnen die Streusiedlung hier und dort, besonders aber in Niedersachsen, schon frühzeitig zur Gewohnheit gemacht haben.

Gewannflur und Dorf. Die Forschung hat als sehr alte deutsche Wirtschaftsform die „Gewannflur" erkannt. Das bei der Landnahme durch Rodung gewonnene oder seinen Vorbesitzern abgenommene Ackerland wurde streng gleichmäßig so aufgeteilt, daß jeder Dorfgenosse – und das war anfangs wohl gleichbedeutend mit Sippengenosse – gleiche Anteile an gutem und schlechterem Boden bekam. Die damals schon übliche „Dreifelderwirtschaft" bestellte das Land im Wechsel mit Winter- und Sommerfrucht und ließ es dann ein Jahr lang als Brache ruhen. Hatte nun ein Dorf acht Höfe – diese Zahl scheint im frühen Mittelalter eine Rolle gespielt zu haben – und Boden von zweierlei Güte, so gehörten zu jedem Hof sechs auf die ganze Dorfflur verteilte Ackerstreifen. Wiesen, Weide und Wald waren in diese Teilung nicht einbezogen; sie blieben als „Allmende" gemeinsamer Besitz, über dessen Nutzung sowie über die Fruchtfolge und andere gemeinsame Angelegenheiten in der Jahresversammlung der Dorfschaft Beschluß gefaßt wurde.

Der sorgsam gleichen und gerechten Verteilung, aber auch der Besitzzersplitterung entsprach sicherlich am besten eine Dorflage inmitten der Flur. Unser Bild – noch einmal eine Wiederherstellung, da wirkliche Dörfer dieser Frühstufe natürlich nicht mehr vorhanden sind – zeigt ein solches Gewannflurdorf mit acht Höfen um einen rundlichen Mittelplatz, auf dem ein angestauter Weiher und der Sammelplatz „unter den Linden" zu sehen sind.



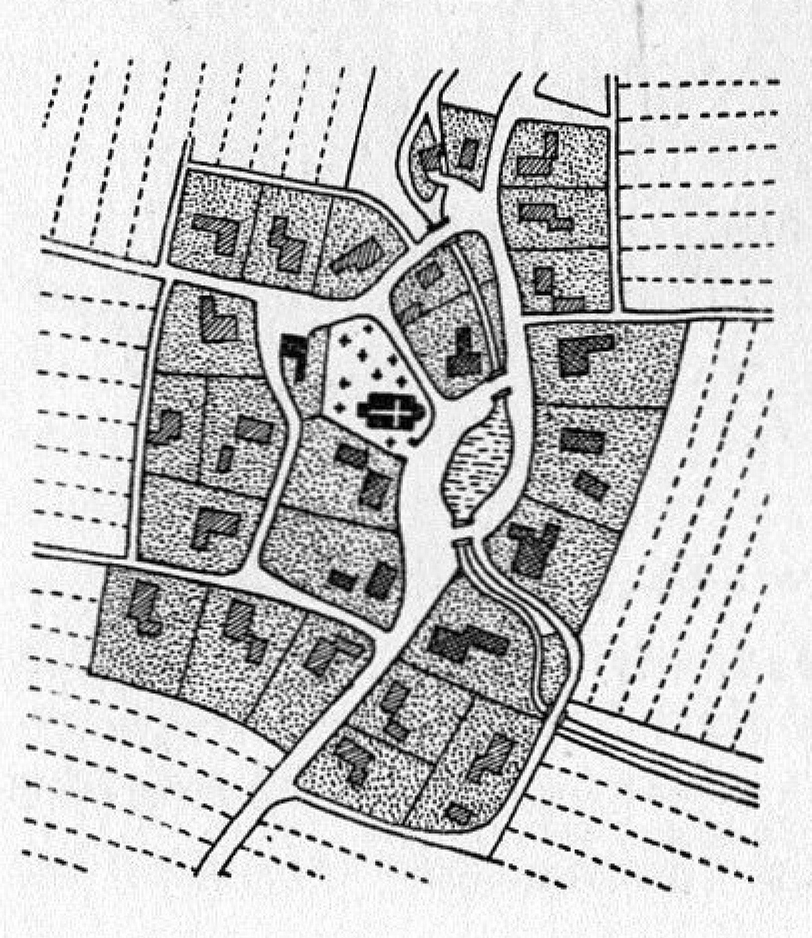
Deutsches Runddorf mit Gewannflur im frühen Mittelalter

Die zu jedem der acht Höfe gehörigen Flurstreifen sind durch gleiche Ziffern und Schraffuren gekennzeichnet.

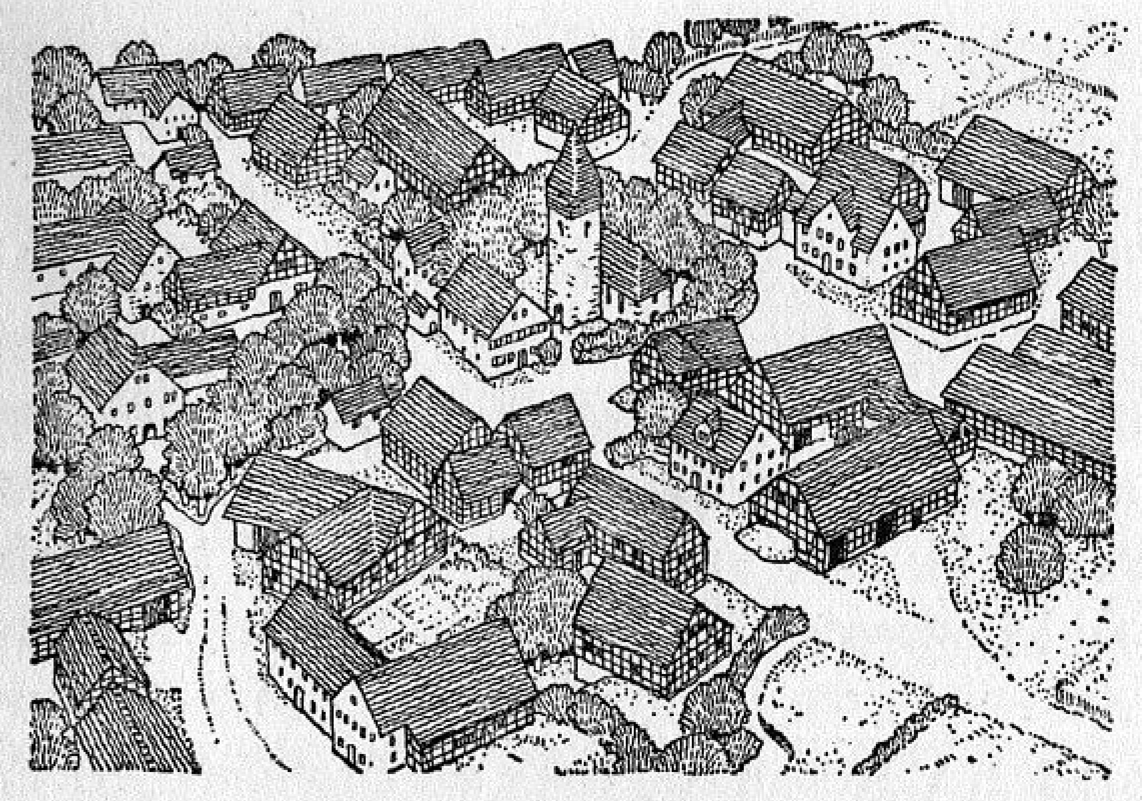
S = Sommerfrucht W = Winterfrucht B = Brache

Der Plan darunter zeigt die Verteilung der Ackerstreifen; die schmalen Feldwege sind schon Zeichen einer Weiterentwicklung der ursprünglich weglosen Flur.

Dorferweiterung. Die kleinen Dorfanlagen der Frühzeit werden in der Weise erweitert worden sein, daß das Ackerland durch weitere Rodung und Urbarmachung von Wald und Weide vermehrt und um die ersten acht Höfe nach und nach ein Ring neuer Stellen gelegt wurde. Wir machen uns diesen Vorgang anhand unseres Dorfplans von Seite 27 klar: der kleine Anger ist erhalten geblieben, auch die acht alten Höfe sind noch da bis auf einen (Hof 7), den die Kirche in Besitz genommen hat. Das ganze Dorf ist auf drei Seiten erweitert und zählt jetzt 24 Höfe und ein Mühlenanwesen. Die Gewanne sind natürlich ebenfalls vermehrt und weit hinausgeschoben, ebenso die Allmende; zur Erschließung der neuen Höfe und Äcker sind mehrere

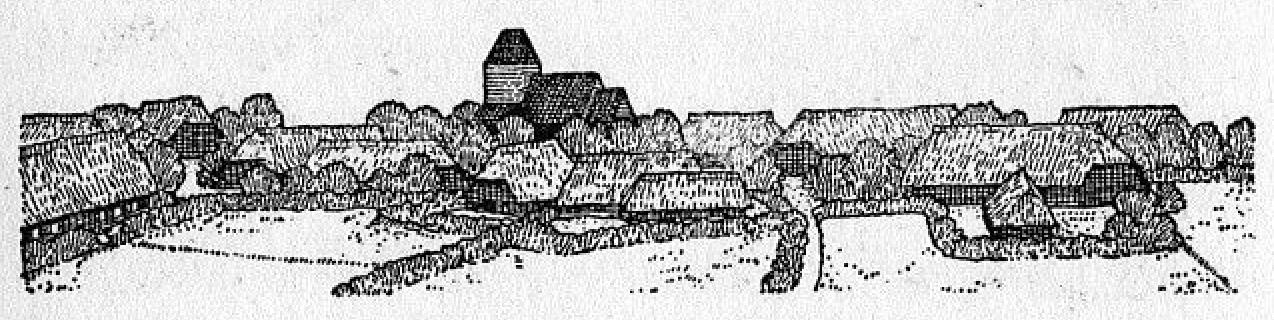


Erweiterung des Dorfs von Seite 27 zum Haufendorf



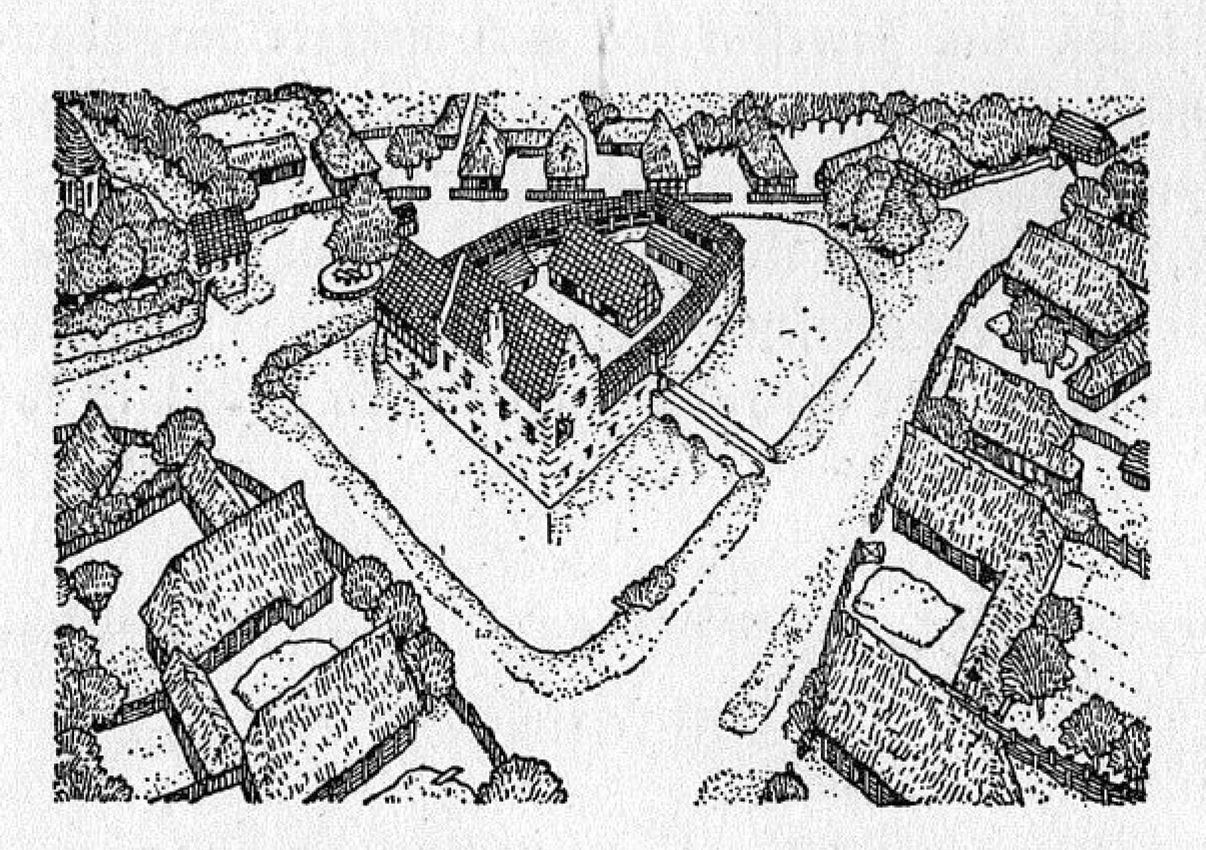
Typisches Haufendorf (Württemberg)

neue Wege angelegt worden. Die Übersichtlichkeit der alten Anlage ist aber schon fast ganz verloren gegangen. So etwa werden viele der für Mittel- und Westdeutschland bezeichnenden „Haufendörfer" mit ihrem regellosen Gewirr von Straßen, Gassen und Hofstellen entstanden sein. Zuweilen sind auch mehrere benachbarte ältere Kleindörfer zu einem größeren Haufendorf zusammengewachsen, natürlich durchweg nicht zum Vorteil der Ordnung und Übersichtlichkeit. Obwohl vielfach als Inbegriff des deutschen Dorfs angesehen und wegen seiner malerischen Erscheinung am meisten geliebt, ist das

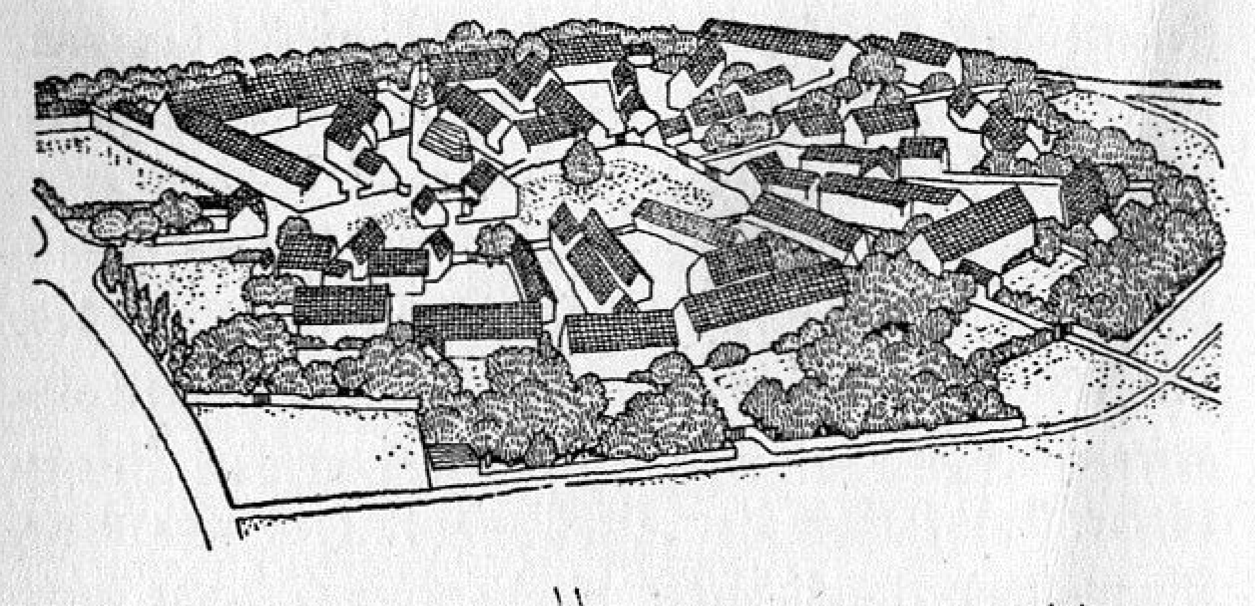


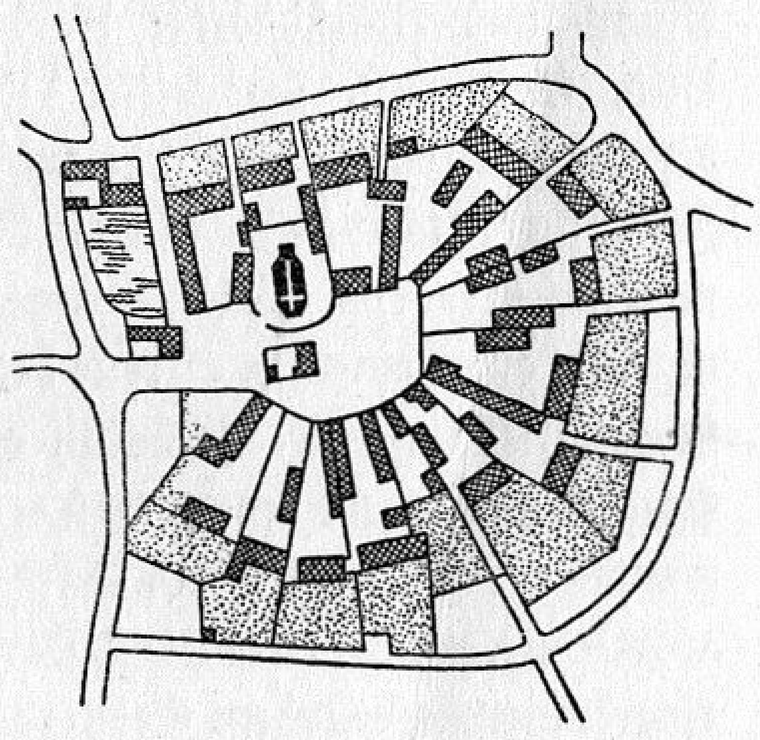
Haufendorf mit niedersächsischen Großhäusern (Schleswig-Holstein)

Haufendorf doch nur eine der vielen Formen, in denen uns bäuerliche Siedlung im deutschen Raum und im Ablauf der geschichtlichen Entwicklung begegnet.
Die betonte Gleichheit der alten Dörfer ließ keinen der Höfe besonders hervortreten. Das änderte sich mit dem Abstieg des freien Bauern in die Abhängigkeit von irgendwelchen geistlichen oder weltlichen Herren. Jetzt setzte sich der Herr entweder selbst oder in der Person eines „Fronvogts" ins Dorf; der Fronhof, ein festes Steinhaus im Gegensatz zu den Holz- oder Fachwerkhäusern der Bauern, lag meist am Dorfrand, zuweilen aber auch auf dem alten Anger in Dorfmitte, wie es unser Bild in Anlehnung an den Dorfplan von Lichtentanne bei Lehesten (Ostthüringen) zeigt. Anderseits entstanden auch oft im Anschluß an Burgen und Klöster kleine Haufendörfer von Zinsbauern und andern der Herrschaft pflichtigen Leuten.



Rundangerdorf (Rundling) mit Herrenhof im Mittelalter

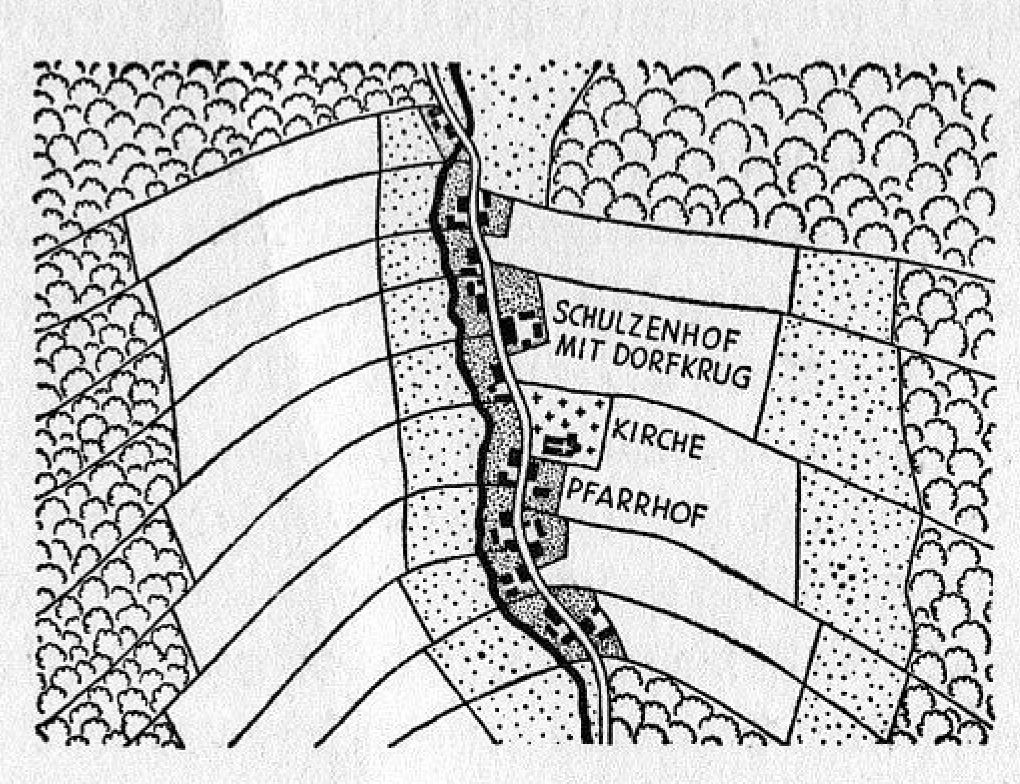




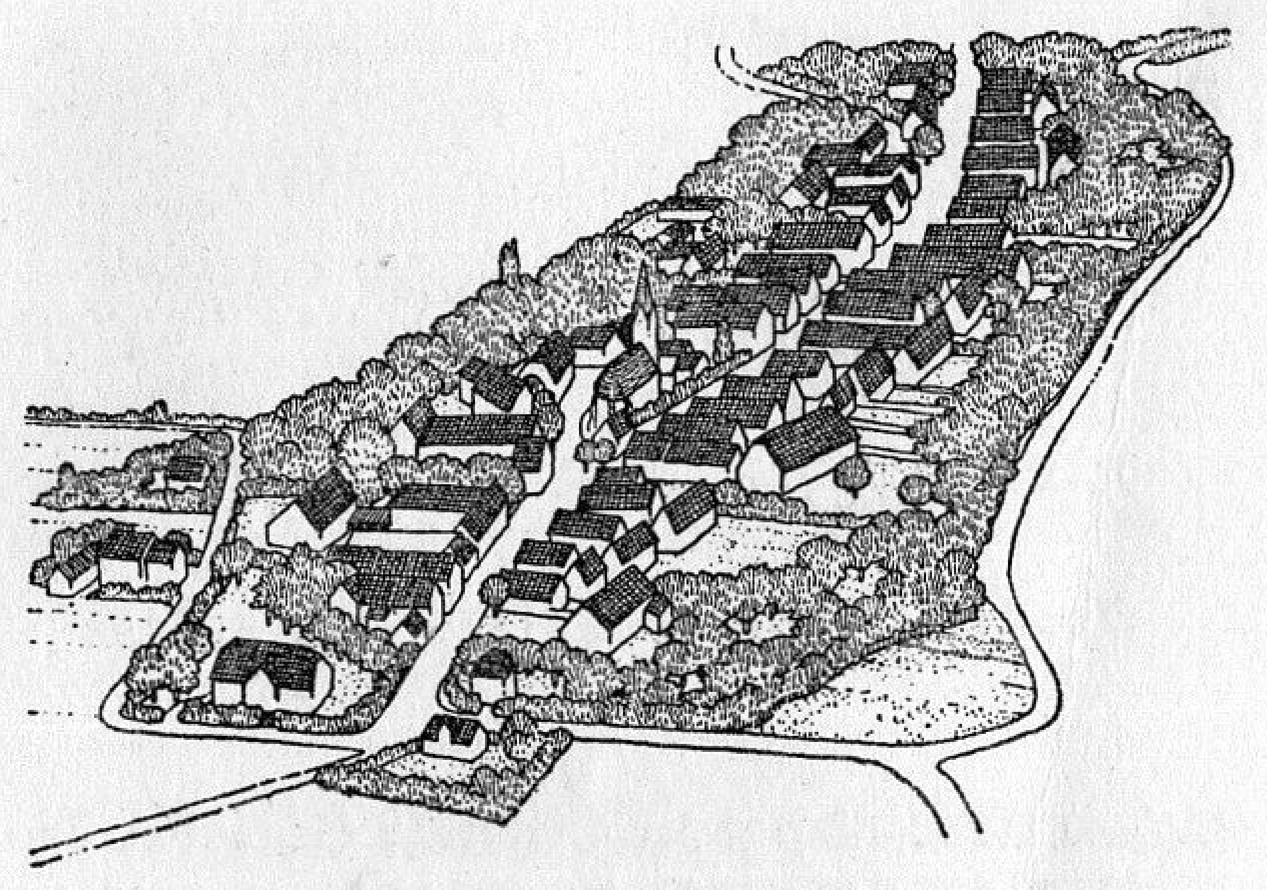
Echter Rundling (Werbellin, Prov. Sachsen), Dorfplan und Vogelschau

Rundling. Der Dorfform nach ist Lichtentanne ein „Rundling". Diese ziemlich selten gewordene Dorfart wurde lang für slawischen Ursprungs gehalten; die Frage ist auch heute noch nicht restlos geklärt. Man kann aber sagen, daß sich der Rundling sehr wohl aus kleinen Rundangerdörfern (wie Seite 27) entwickelt haben könnte. Der echte Rundling, wie ihn unser Bild oben zeigt, ist ungefähr kreisrund, hat keilförmige, von der Mitte ausstrahlende Hofstellen und keine Durchgangsstraße. Er ist aber nicht erweiterungsfähig, und das wird der Grund für seine seltene Erhaltung gewesen sein; vgl. die Karte, Seite 39.

Zeilen- und Straßendorf. Wesentlich verschieden von den meist rundlich geschlossenen Haufen- und Platzdörfern sind solche, bei denen eine glatt durchlaufende Straße das bestimmende Element der Anlage bildet. Das Hauptgebiet dieser Dörfer ist der seit Ende des 10. Jahrhunderts den Slawen allmählich wieder abgewonnene deutsche Osten. Typisch einreihige Zeilendörfer sind ferner die „Deichhufendörfer" und viele Moor- und Marschdörfer Nordwestdeutschlands (vgl. Bild, Seite 36). Zweiseitig bebaute Straßen haben die auf sehr frühe Ursprünge zurückgehenden „Waldhufendörfer", die vor allem in den Randgebirgen um Böhmen auf gerodeten Waldlichtungen liegen und durchweg nur aus einer einzigen Straße bestehen. Die Höfe liegen in ziemlich lockeren Abständen auf beiden Seiten der Straße und hinter jedem Hof - im Gegensatz zur Gewannflur - dessen Garten, Acker-, Wiesen- und Waldanteile als geschlossener Block. Daneben kann immer noch eine Allmende bestehen. Größere Fluranteile erhielt ge-



Typisches deutsches Waldhufendorf, um 1200

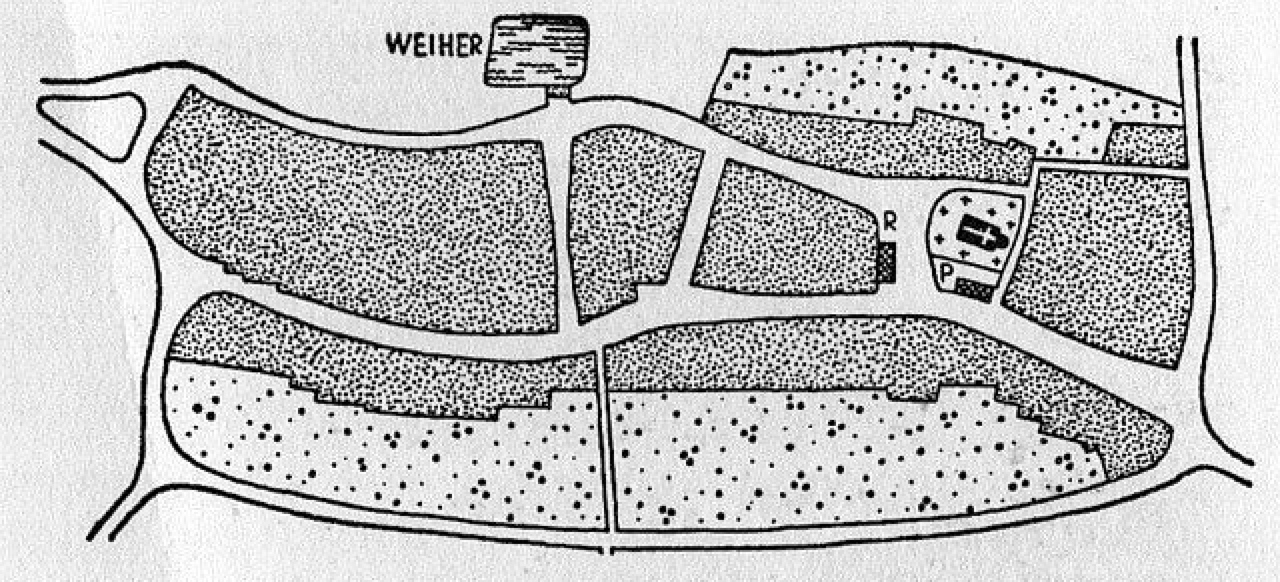


Straßendorf (Braunsdorf, Oberlausitz)

wöhnlich die Kirche und weiterhin eine mit dem Schulzenamt (Erbgericht) und meist auch dem Schankrecht (Dorfkrug) erblich ausgestattete Hofstelle.

Auch das eigentliche Straßendorf hat im allgemeinen nur die eine Straße. Sie ist meistens schnurgerade, kann aber, wie bei unserm Beispiel Braunsdorf, auch auf tischebenem Gelände eine leichte Schwingung vollführen, zum Vorteil des Straßenbilds. Die Kirche von Braunsdorf liegt ungefähr in Ortsmitte. Die Häuser stehen ohne pedantische Ordnung, teils längs, teils quer zur Straßenrichtung; mehr nach außen erkennt man die großen Scheunen. Das Ackerland ist ohne Unterschied der Dorfform auch bei Straßendörfern vielfach eine Gewannflur.

Das Ortsbild von Braunsdorf ist beinahe ganz unberührt erhalten. An sich sind Straßendörfer natürlich ohne besondere Schwierigkeiten zu erweitern; nur das ver-

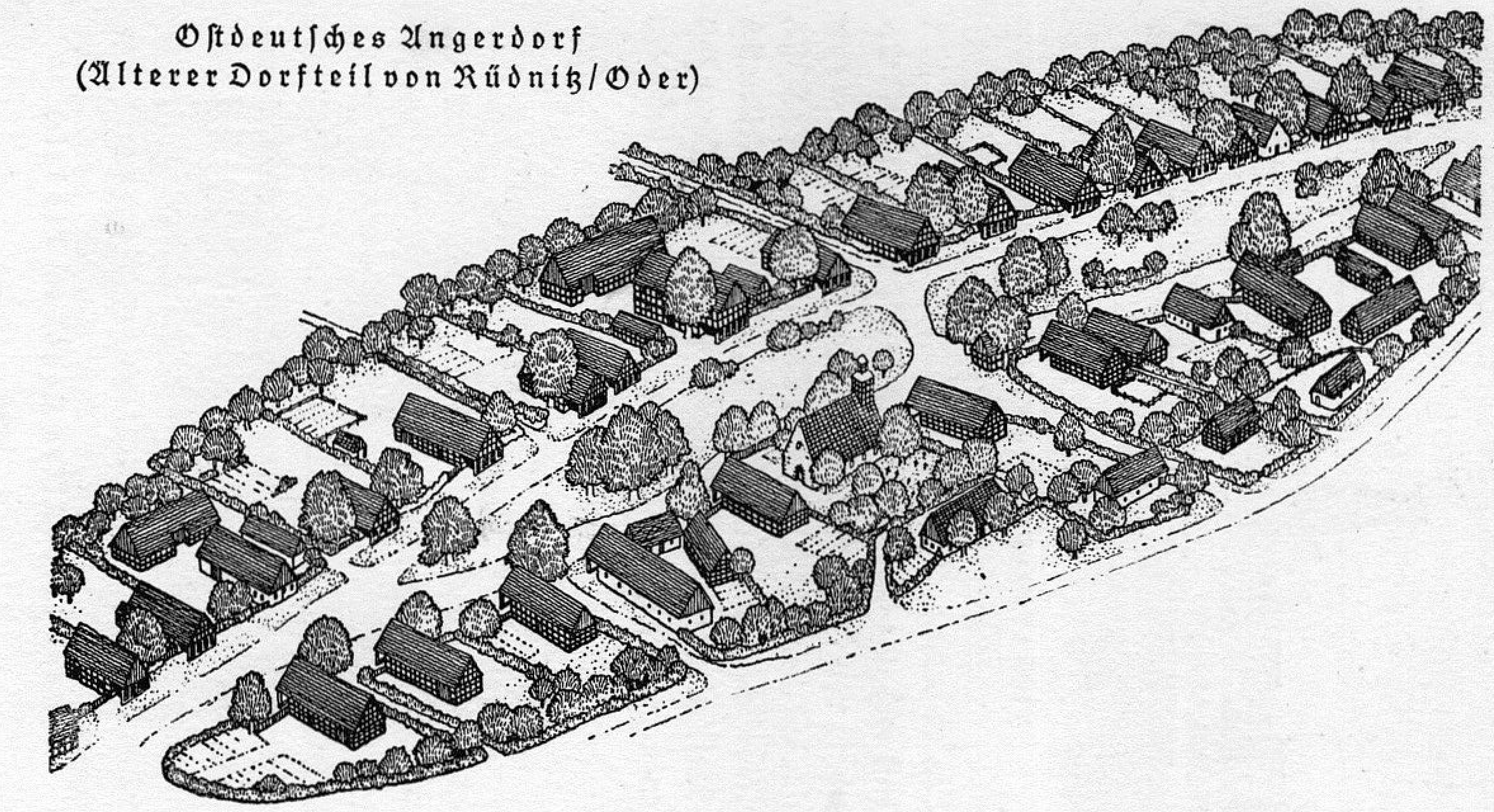


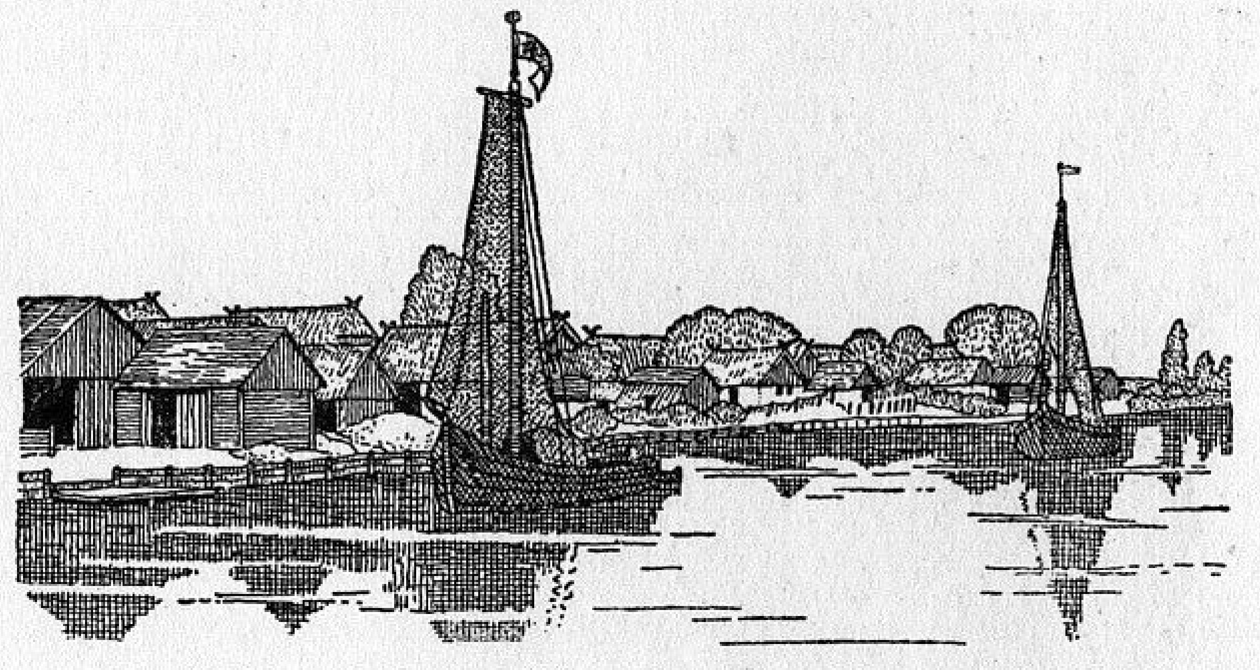
Doppelreihendorf (Salz, Oberfranken)

fügbare Ackerland setzt der Ortsgröße Schranken. Immerhin haben sich manche Straßendörfer zu stattlicher Länge entwickelt, z. B. in engen Tälern. In andern Fällen geschah eine Erweiterung durch Anlage einer zweiten Straße, sodaß ein Doppelzeilendorf entstand; unser Plan von Salz zeigt diesen Vorgang an einem in der Entwicklung steckengebliebenen Beispiel.

Angerdorf. Diese hauptsächlich auf Havelgau und Oderbruch beschränkte Dorfart ist eine glückliche Kreuzung zwischen Straßendorf und Platzdorf. Die Straße ist zu einer geräumigen Grünfläche erweitert, die mit Bäumen bestanden ist und zuweilen die Kirche aufnimmt, im übrigen aber - ursprünglich wenigstens - nach Art einer Allmende nutzbringend verwertet wird, etwa als Kleinviehweide. Die Häuser auf unserm Bild eines großen Angerdorfs haben die für den deutschen Osten bezeichnenden Vorlauben am Hausgiebel. Die Neusiedlungen der Hohenzollern sind entweder als weiträumige Zeilen- oder Straßendörfer, zum Teil aber auch als Angerdörfer angelegt.

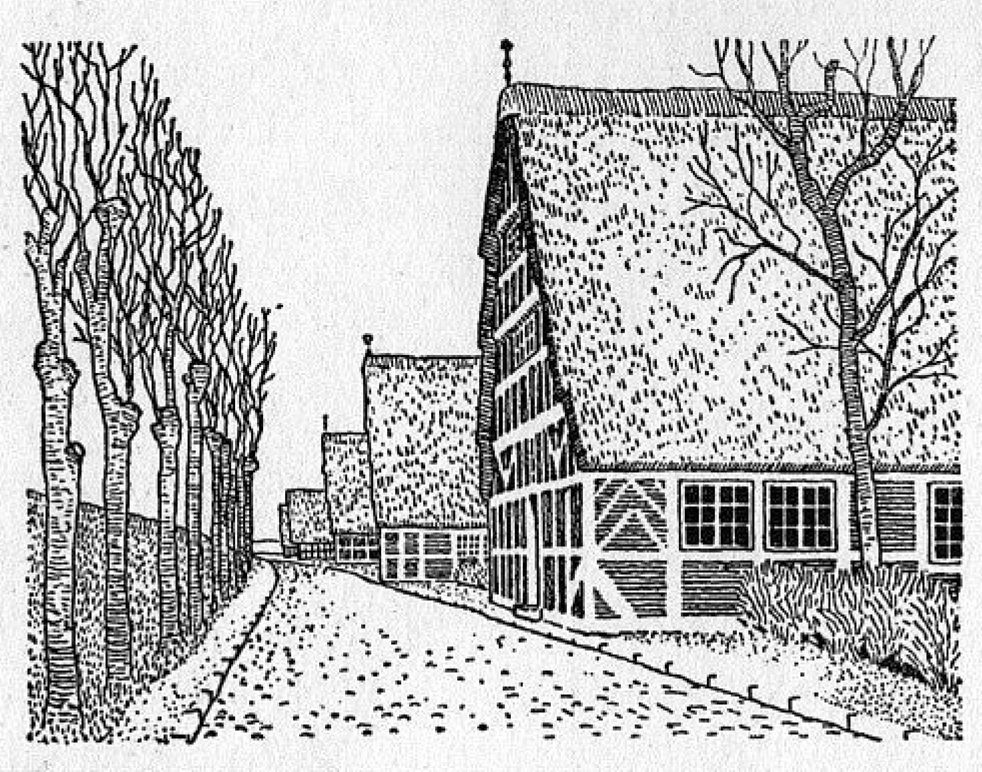
Ostdeutsches Angerdorf
(Älterer Dorfteil von Rüdnitz/Oder)





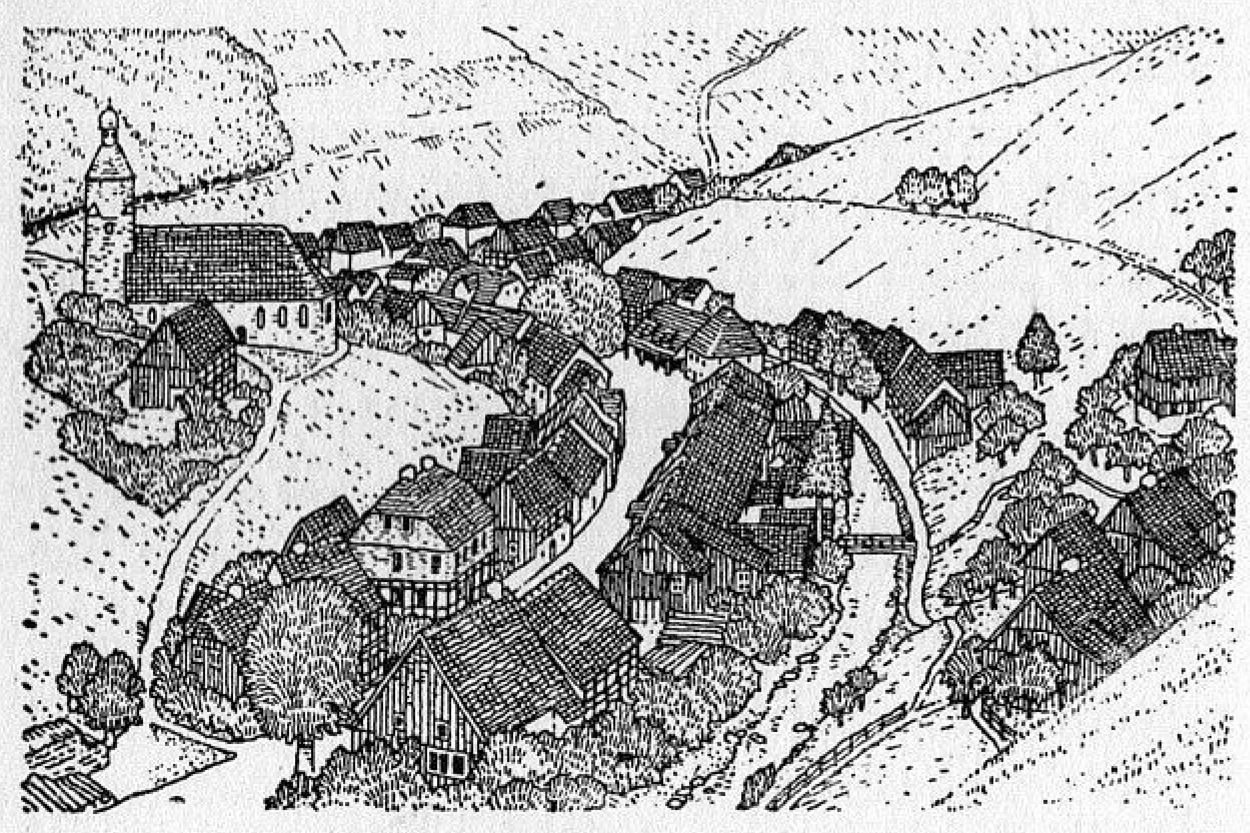
Fischerdorf Gilge am Kurischen Haff

Sonderformen. Außer dem Angerdorf finden sich auch sonst noch mancherlei besondere Dorfformen, meist als Ergebnis von Anpassung an irgendwelche örtlichen Eigentümlichkeiten. Im Anschluß an Gewässer aller Art – Flüsse, Moorkanäle, Seen und Meeresküsten – entwickelten sich ebenso wie in engen Gebirgstälern oft kilometerlange Zeilendörfer mit einer einzigen und nur einseitig bebauten



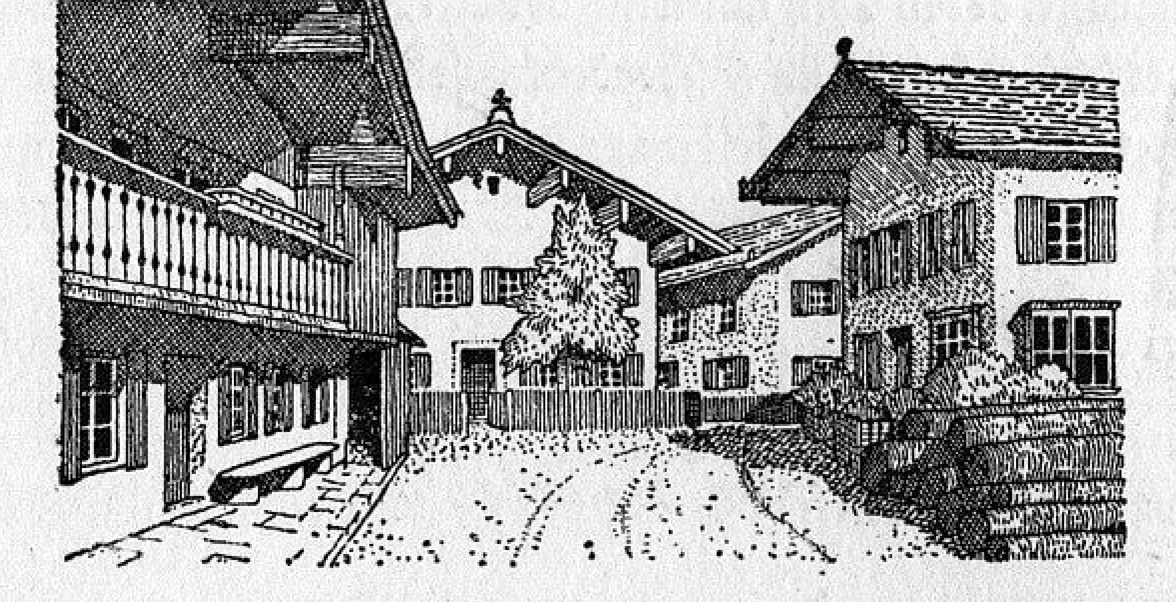
Dorf Jork (Altes Land) am Elbdeich

Straße, deren Lauf natürlich der Uferlinie oder Talfurche getreulich folgt. Im Fischerdorf ersetzt der Fluß geradezu den sonst üblichen Feldweg; ihm sind die Wirtschaftsgebäude zugekehrt, während die Wohnhäuser – auf unserm Bild an der Giebelzier zu erkennen – an der Landstraße liegen. Im engen thüringischen Waldtal hat außer dem Fluß gerade noch die Straße mit ihren dicht geschlossenen Hausreihen Platz; die Kirche und eine beginnende



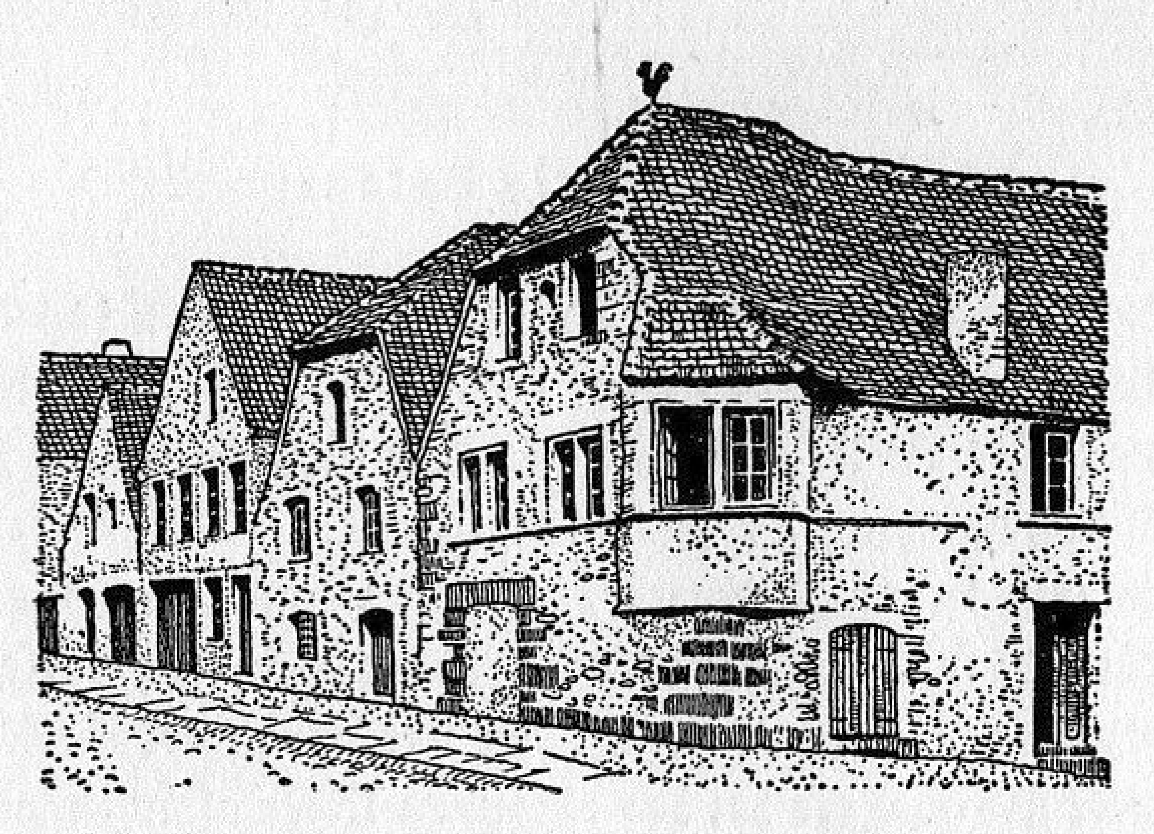
Thüringisches Taldorf

Dorferweiterung steigen schon an den Hängen empor. Außer der natürlichen Lage spielt auch die Wirtschaftsform eine Rolle: Großbetrieb führt in Gebirgslage zu Streusiedlung und Einzelhöfen; Kleinbetrieb, oft in Verbindung mit Hausgewerbe, und vor allem Weinbau ergibt jene in Talgründen ineinandergeschachtelten Dörfer, wie sie z. B. von der Mosel wohlbekannt sind. Endlich wirkt sich auch die bei den einzelnen Volksstämmen sehr verschiedene Neigung zum engen Beieinanderwohnen

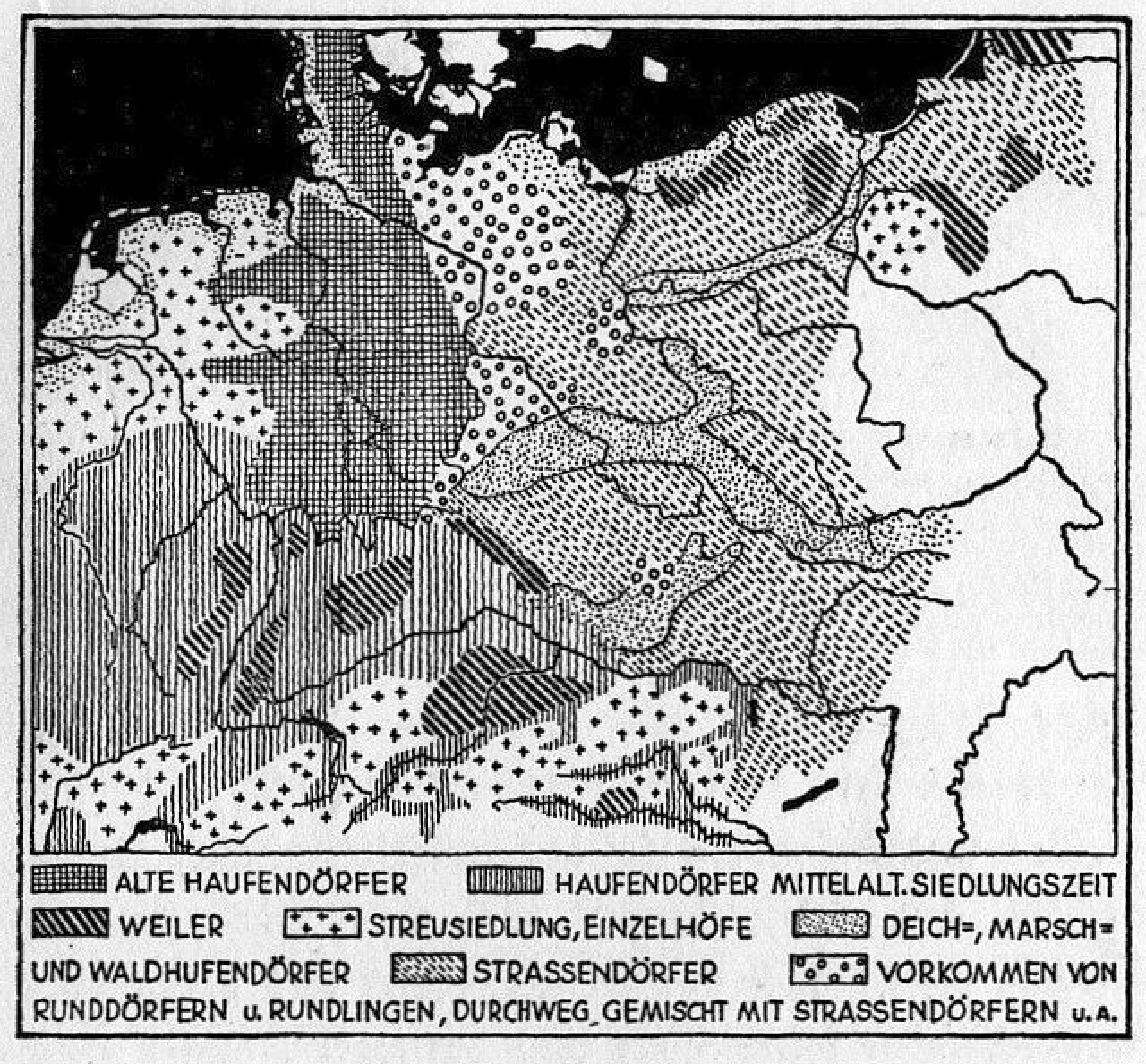


St. Johann in Tirol, stadtartiges Haufendorf

im Dorfbild aus: besonders in Südwestdeutschland, dann auch in Bayern und in der Ostmark findet man – auch ohne den Zwang beengter Tallage – viele Dörfer von stadtartig dichter Bebauung. Ihre Straßen unterscheiden sich kaum von denen kleiner Landstädte, und wie bei diesen liegen Ställe und Scheunen oft an besonderen rückwärtigen Nebenstraßen.

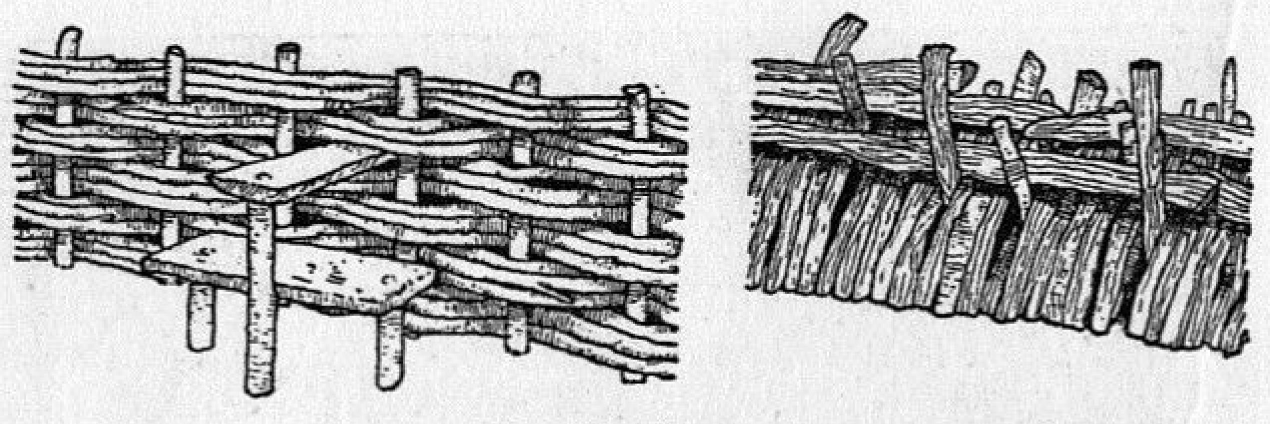


Hornberg, Pfalz, Dorfstraße mit Reihenhäusern



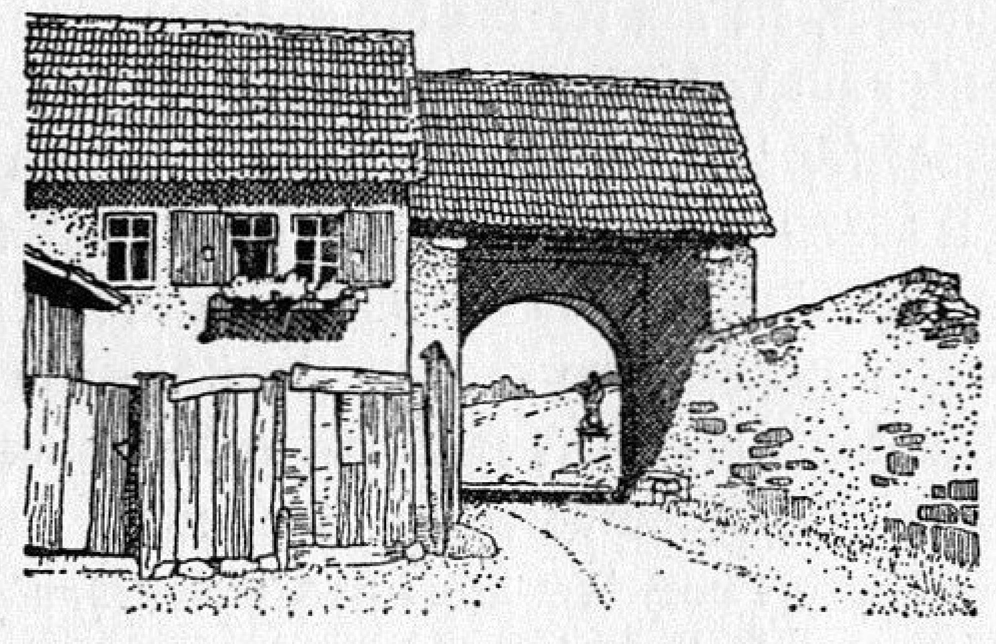
Dorfformenkarte

Die Karte der Dorfformen ist nicht nur Feststellung des jetzigen Bestandes, sondern auch ein Spiegel der Siedlungsgeschichte im deutschen Raum. Den Kern bilden die Haufendörfer, die von Norden her eindringen und nach Südwesten ausstrahlen. Nach Osten dagegen stoßen die Straßendörfer des Mittelalters und der neueren Zeit vor. Für höhere Gebirgslagen und in Niedersachsen sind Weiler, Streusiedlung und Einzelhöfe bezeichnend; auf der Grenze zwischen dem ehemals slawischen und dem deutschen Raum liegen die Runddörfer, die weiter östlich wieder fehlen. Im übrigen hält die Karte nur die gröbsten Umrisse nach dem heute noch unvollkommenen Stand der Siedlungsforschung fest.



Flechtzäune
links waagerecht geflochten mit Überstieg, rechts niedersächsischer „Eekenboltentun"

Dörfliche Gemeinschaftsbauten. Umwehrungen der Hofstellen und des Dorfganzen sind schon aus frühgeschichtlicher Zeit bekannt. Als gesetzliche Vorschrift treten sie in den seit dem 6. Jahrhundert aufgezeichneten Volks- und besonders in den mittelalterlichen Ortsrechten, den „Weistümern", auf. Es handelt sich um Flecht-, später auch um Plankenzäune und deren Unterbrechungen durch Tore und „Stiegel". Unser Bild zeigt die beiden Hauptarten alter, ohne Nägel zusammengefügter Zäune; eine weitere wichtige Umwehrungsart ist der niederdeutsche „Knick", ein Erdwall mit Dorn- und Haselsträuchern. In Notzeiten wurden die Zäune



Dorftor in Heustreu (Rhönvorland)

Tor und Turm der Dorfbefestigung von Sommerhausen am Main

wohl mit Dornverhauen verstärkt, aber eine wirkliche Befestigung waren sie nicht. Erst im späteren Mittelalter sind auch Dörfer zuweilen mit Mauern, Türmen und Toren befestigt, dann aber meist gleichzeitig zu Städten erhoben worden. Ummauerte wirkliche Dörfer sind jedenfalls selten; sehr häufig dagegen – und in manchen



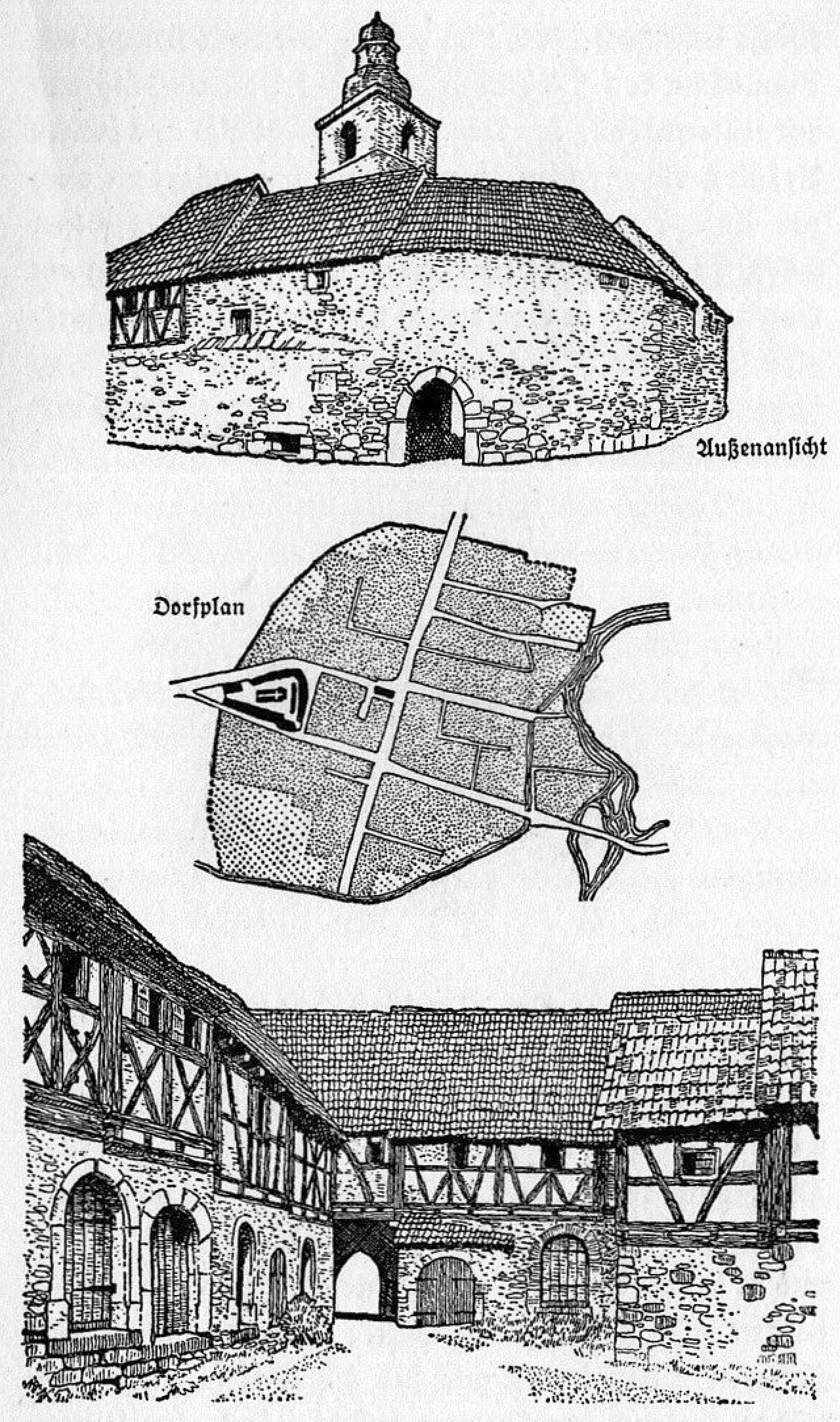
Dorfturm und Rathaus in Meerholz bei Gelnhausen

Gegenden geradezu die Regel – sind mit allem Zubehör damaliger Kriegskunst ausgestattete Dorfburgen. Abgesehen von dem ausnahmsweise frei in Dorfmitte stehenden „Bergfrit" von Meerholz (Kr. Hanau) mit seinem burgmäßig hochliegenden Zugang ist im allgemeinen die Kirche der gegebene Platz der Dorfburg. Die Kirche ist zunächst selbst wehrhaft gestaltet und dann von weiteren



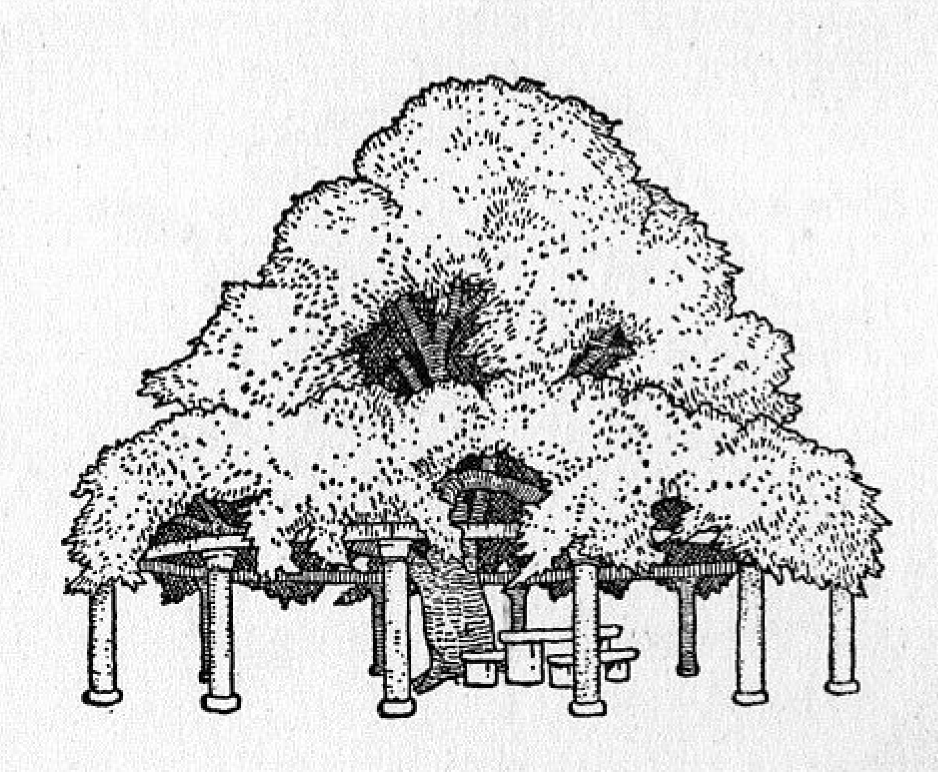
Befestigte Kirche von Senftenberg bei Krems

Wehranlagen, mindestens einer festen Friedhofsmauer mit Tor, umgeben. Die bekannten gewaltigen Kirchenburgen Siebenbürgens haben bescheidenere Gegenstücke in Franken, Thüringen, in der Oberlausitz, in Schwaben und Lothringen. Die Dorfburg von Oberstreu an der fränkischen Saale hat rings um die Kirche eine hohe geschlossene Ringmauer, an die innen ein Kranz zweigeschossiger „Gaden" angebaut ist; dies sind Unterkünfte, die den Dorfgenossen familienweise für den Ernstfall als Zuflucht zugeteilt waren. Die Anlage entstand mit der

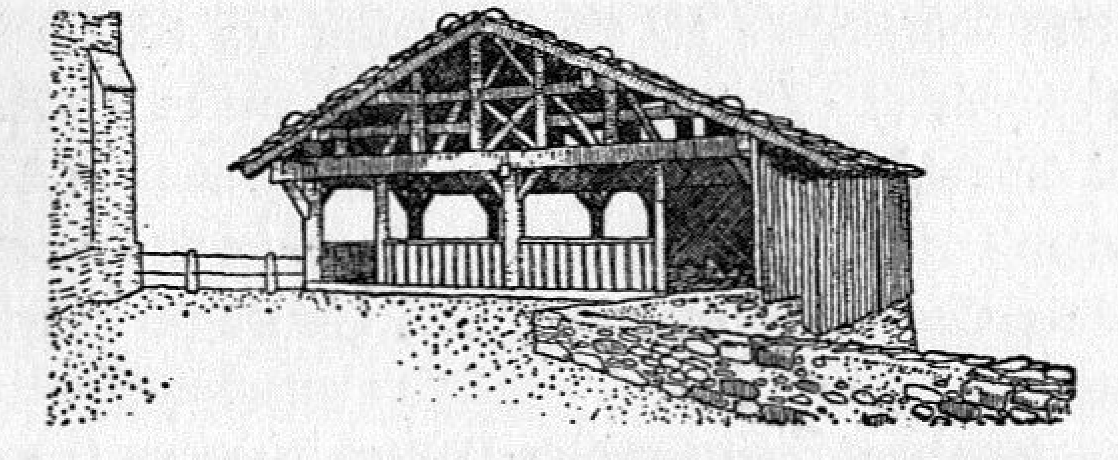


Kirchenfestung von Oberstreu an der fränk. Saale

Kirche bald nach 1200, und zwar – wie wohl überall mit Ausnahme von Siebenbürgen – auf Veranlassung und mit Unterstützung des Grundherrn, nicht also aus freiem Beschluß einer freien Bauernschaft, die außerdem auch zur Anlage einer „Burg" niemals berechtigt gewesen wäre. Zu beachten ist noch die Stellung der Festung am Dorfrand (nicht in Dorfmitte) und der stadtartige Dorfplan selbst. Die Bewährung der Dorfburg von Oberstreu zeigt sich darin, daß die zweite, innere Gadenreihe erst im 16. Jahrhundert neu eingebaut worden ist.



Der ursprüngliche Ort aller dörflichen Zusammenkünfte und Amtshandlungen – mochten diese von der Gemeinde oder einem Grund- oder Gerichtsherrn ausgehen –, dann aber auch aller dörflichen Lustbarkeit war der Platz unter der Linde. Der Baum war, wenn auch nicht „heilig", so doch unantastbar; er wurde sorgsam gepflegt und in hohem Alter durch hölzerne oder steinerne Unterbauten gestützt. Tisch und Bänke darunter waren aus schweren Steinplatten wie für die Ewigkeit errichtet. Schon Ludwig der Fromme befahl jedoch, der Witte-



Tanzlaube am Kirchenplatz in Gaschurn (Montafoner Tal)

rung halber gedeckte Gerichtsstätten anzulegen; diese sind dann noch lange offene Lauben mit festem Dach gewesen. Bis in die Gegenwart haben sich noch manche alte Rats- und Gerichtsstätten - wenn auch in verjüngter Gestalt - erhalten. Ihnen folgten später wirkliche „Rathäuser", meist bescheidene, aber fast immer zweigeschossige Bauwerke, die gern mit einem kühnen Dachreiter - und manchmal mit einem allzukühnen - ausgezeichnet wurden, während im Erdgeschoß meist die Feuerspritze untergebracht war. Baulustige Großgrund-



Frauenbreitungen a. d. Werra

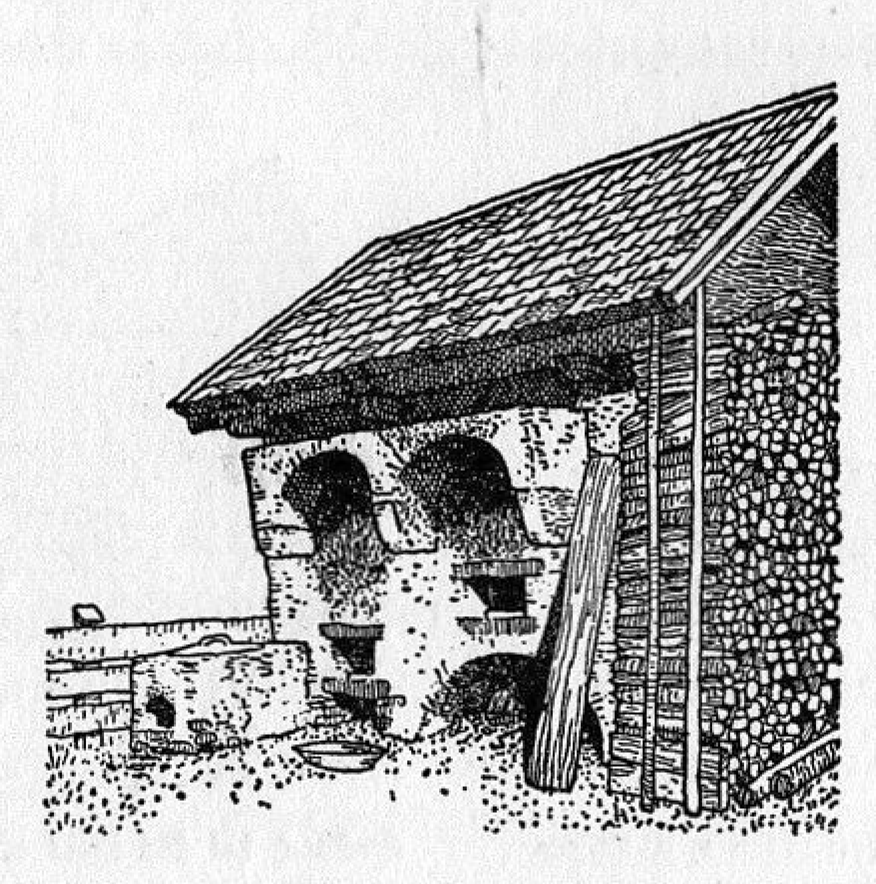


Seckbach bei Frankfurt a. M.

Zwei mitteldeutsche Dorfrathäuser

herren – besonders die Kirchenfürsten des 16. bis 18. Jahrhunderts – statteten ihre Dörfer zuweilen mit Rat- und Amtshäusern von städtischer Haltung aus. In Torbauten – wie S. 40/41 – fanden der Dorfhirt und etwaige andere Gemeindediener oder auch die Dorfarmen bescheidene Behausungen.

Von sonstigen gemeindlichen Bauten kommen je nach örtlichen Verhältnissen und volkstümlichen Gewohnheiten noch öffentliche Brunnen und Backöfen vor. In der Regel hatte jedoch jeder Hof eigene Einrichtungen dieser Art. Die Mühle – als Wasser- oder Windmühle – lag natürlich fast immer außerhalb der Dorfschaft und war meistens grundherrlicher Besitz, wie auch der Bau von Kirchen und größeren Brücken Sache der geistlichen oder weltlichen Herrschaft war. Kirche und Brücke beherrschen oft das Orts- und Straßenbild, aber auf die Dorfanlage als solche üben sie keinen gestaltenden Einfluß aus.



Gemeindebackofen im Oberinntal

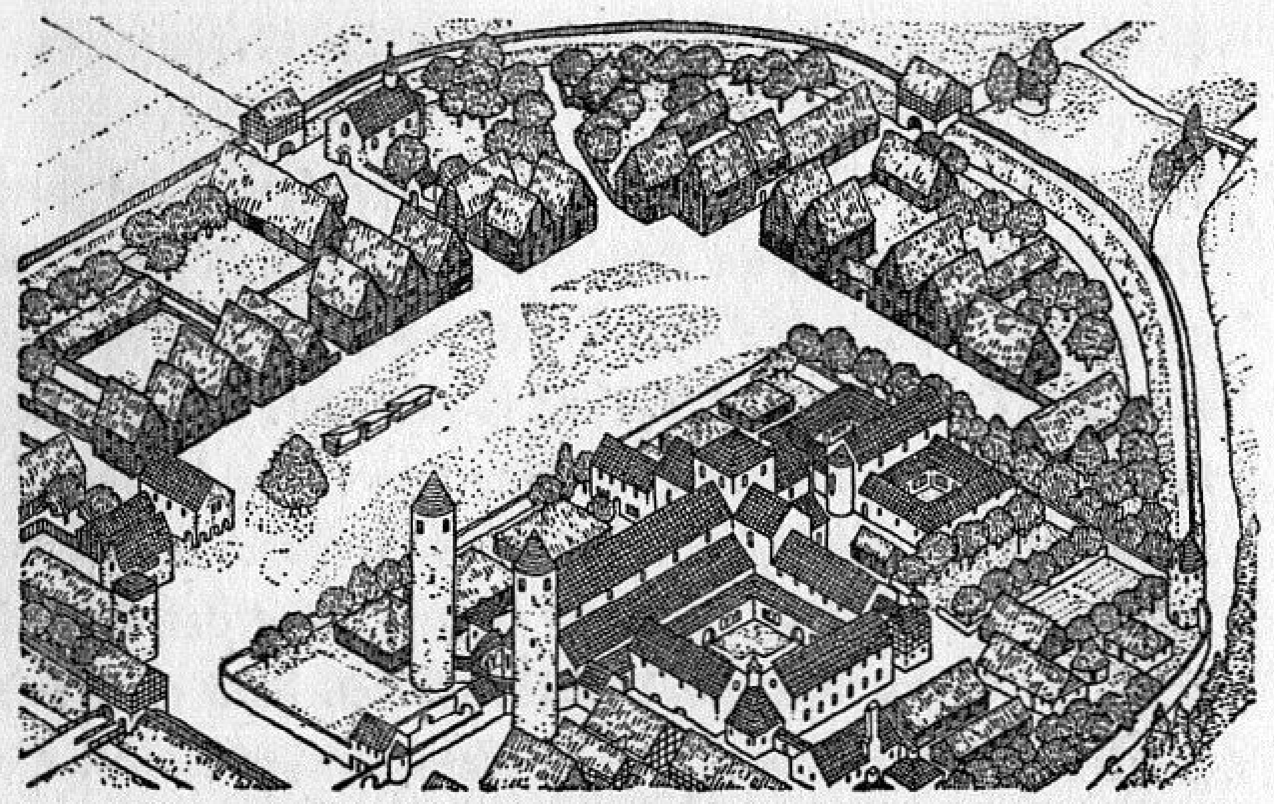
Stadtentstehung. Städte sind das sichtbare Ergebnis sehr verschiedenartiger und bunt ineinander verflochtener Triebkräfte politischer, geographischer, wirtschaftlicher, sozialer und künstlerischer Art. Um Klarheit über dieses Kräftespiel zu gewinnen, wird man zunächst drei Grundfragen stellen: w a r u m wurden Städte gegründet und w o und w i e geschah es? Die Beantwortung dieser drei Fragen erschließt dann auch das Verständnis für die sichtbare Erscheinung der Stadt, für den Stadtplan als Grundriß und für das räumliche Bild des Stadtganzen und seiner Teile.

Den wirksamsten Anstoß zu städtischer Entwicklung gaben von jeher Gewerbe und Handel, mit einem Wort: der Markt. Handelsverkehr und Markt allein schaffen aber noch keine Städte. Seit Jahrhunderten schon zogen im germanischen Norden fahrende Kaufleute umher, die allerhand fremdländische Güter - Wein, Waffen, Werkzeug, Gerät und Schmuck aus Glas und Edelmetall - gegen einheimische Erzeugnisse wie Pelze, Wolle, Honig und Bernstein und später auch gegen Bargeld eintauschten, und in der Nähe der Grenzkastelle am römisch-germanischen Limes hatten sich regelmäßige Jahrmärkte aufgetan, von denen einer - auf dem „Hainfeld" in der Wetterau südöstlich von Gießen - erst 1624 eingestellt wurde, ohne sich zur Dauersiedlung entwickelt zu haben.

Zur Stadtbildung gehört wesentlich die ausdrückliche Absicht eines Gründers oder aber ein entwicklungsfähiger Keim, ein Siedlungskern. Der deutsche Raum

bot, zunächst im Westen und Süden, solche Kerne in Gestalt älterer Dorfsiedlungen in verkehrsgünstiger Lage, der noch vorhandenen - wenn auch vom Völkersturm des 5. Jahrhunderts stark mitgenommenen - Römerorte am Rhein und an der Donau, der Königshöfe der Karolinger und Sachsenkaiser und der Landgüter ihrer Großen (villae, woraus das deutsche „Weiler" entstand). Auch da, wo zunächst rein politische, kirchliche und militärische Absichten vorwalteten, so besonders beim Neuaufbau des deutschen Ostens von der fränkischen bis zur Hohenstaufenzeit, folgten dem Kriegsmann, der nur Verbraucher, aber nicht Erzeuger war, außer dem Bauern auch der Handwerker und der Kaufmann auf dem Fuße, und ähnlich wurden die Benediktinerklöster, als Vorposten der von Gallien her nach Osten und Norden vorrückenden streitbaren Kirche, oft zu Keimzellen künftiger Städte.

Kirchenfeste, Reliquien und Märtyrergräber zogen zu gewissen Zeiten große Volksmengen in den Bereich der Kirchen und Klöster, und dabei ergab sich - namentlich angesichts der regen gewerblichen Tätigkeit in den frühen Klöstern - im Anschluß an die kirchliche Feier fast von selbst ein Marktbetrieb, aus dem auch fahrende Gewerbetreibende und Händler Nutzen ziehen konnten. Vielleicht war es zuerst nur ein „Jahrmarkt", aber von da bis zum Wochenmarkt und bis zur Seßhaftmachung von Handel und Gewerbe war nur ein kleiner Schritt, und der nächste war schon die Umwallung oder Ummauerung dieser Ansiedlung. Ähnlich wird man sich die Entwicklung um die Königshöfe und namentlich die Entstehung der ersten ostdeutschen „Städte" im Anschluß



Marktsiedlung des 9. Jahrhunderts
im Anschluß an ein Kloster

an die Grenzfestungen der Sachsenkaiser vorzustellen haben.

Unser Bild einer klösterlichen Marktsiedlung zeigt ein großes Kloster nach Art des berühmten Plans von St. Gallen (um 820) und davor den Marktplatz mit den Holzhäusern der Handwerker und Kaufleute ringsum. Es ist unwahrscheinlich, daß eine solche Erstanlage schon die Unregelmäßigkeiten aufgewiesen haben sollte, wie sie uns aus vielen, auf frühe Ursprünge zurückgehenden Altstädten so wohlbekannt ist. Auf die Entstehungsursachen des „malerischen Gassengewirrs" werden wir noch zurückkommen; für die absichtliche Gründung auf ebenem Gelände dürfen wir jedenfalls schon in der Frühzeit außer einer zunächst ziemlich lockeren Bebauung der ungefähr gleich großen Grundstücke eine gewisse Ordnung und Geradlinigkeit annehmen. Nur die Befestigung, die anfangs nur aus Graben und palisadenbewehrtem Wall bestand, ist im deutschen Mittelalter

durchweg rundlich gestaltet worden im Gegensatz zur Rechteckform der Römerstadt.
Markthaltung und Befestigung, Rechtsprechung und Verwaltung waren an sich Befugnisse des Königs, der aber diese Rechte wie auch Land und Leute an geistliche oder weltliche Herren vergeben konnte. Für den Grundherrn bedeutete die Marktsiedlung und damit die Stadtgründung ein aussichtsreiches Geschäft. Denn er trat die Grundstücke meist in Erbpacht an die Bewerber ab und erzielte daraus wie aus Marktabgaben, bald auch aus Zöllen, Brücken-, Weg- und Torgeldern eine Rente. So kam es, daß namentlich seit dem 12. Jahrhundert in immer wachsender Zahl von unternehmenden Grundherren Städte gegründet wurden. Die Verkehrslage spielte dabei eine wichtige Rolle; vor allem waren es die schiffbaren Flüsse und deren Mündungsgebiete ins Meer, die Fluß- und Gebirgsübergänge, an denen man Fuß zu fassen suchte. Am Rhein lagen im 14. Jahrhundert allein zwischen Bingen und Emmerich außer den beiden Reichsstädten Bingen und Köln nicht weniger als 39 weitere Städte, die acht verschiedenen Herren gehörten und den Stromlauf mit Zöllen und anderen einträglichen Gerechtsamen sperrten.
An Zuzug fehlte es den Stadtgründern nicht; während in der Frühzeit die Siedlungswilligen - Händler, Gewerbetreibende, aber auch erblose jüngere Bauernsöhne - mehr zufällig zusammenkamen, wurde später für neuzugründende Städte regelrecht geworben. Als besonderer Anreiz winkte dem bis dahin Unfreien oder Leibeigenen die Möglichkeit, durch verhältnismäßig kurze Ansässigkeit in der Stadt die persönliche Freiheit wiederzugewin-

nen: „Stadtluft macht frei". Indessen hatten durchaus nicht alle Gründungen den beabsichtigten wirtschaftlichen Erfolg; viele von ihnen sind bis heute bescheidene Landstädtchen geblieben, deren Bewohner neben Handwerk und Handel auch Landwirtschaft treiben. „Ackerbürgerstädte" sind aber als solche niemals gegründet worden, sondern als Rückentwicklungen zu betrachten.

Die vollentwickelte deutsche Stadt, wie sie etwa seit der Mitte des 12. Jahrhunderts fertig dasteht, hat folgende Merkmale: Befestigung - Markthaltung - Selbstverwaltung durch einen gewählten „Rat" - eigene Gerichtsbarkeit. Alle diese Rechte mußten den ursprünglichen Grundherren abgerungen werden; die „freien Reichsstädte" hatten darüber hinaus alle Rechte wirklicher Landesherren, so das Münzrecht, eigenes Heer u. a. m. Aber auf die sichtbare Gestalt der Stadt haben diese wesentlich politischen Eigenschaften ebensowenig eingewirkt - es sei denn durch Umfang und Reichtum der einzelnen Bauwerke - wie die das ganze Mittelalter durchziehenden Machtkämpfe zwischen Handwerk und Handel und zwischen Patriziat und Bürgertum.

Römerstädte. Ihren materiellen Fortbestand verdankten viele Römerorte der frühzeitigen Erhebung zum Bischofsitz; sie wurden dadurch zu Siedlungskernen für deutsche Städte. Mit der Erhaltung des Stadtganzen hat das aber nur wenig zu tun, denn wenn auch in Köln, Straßburg, Regensburg und manchen andern kleineren Orten der Verlauf römischer Straßen im heutigen Stadtplan stellenweise noch erkennbar ist, so kann doch nirgends von einem wirklichen Fortleben der rö-

mischen Stadt die Rede sein. Man muß sich klarmachen, daß die Römerstädte bald nach ihrer Erstürmung vermutlich größtenteils unter dem oft meterhohen Schutt verbrannter und eingestürzter Fachwerkhäuser begraben lagen; nur die verhältnismäßig wenigen Steinhäuser und die fast unzerstörbaren Stadtmauern und Tore ragten daraus hervor. Oftmals blieb aber nicht einmal dieser äußere Umriß stehen, da die Römermauern nachweislich gern als Steinbruch benutzt worden sind. Kanäle und Wasserleitungen verfielen und erzeugten hie und da neue Bachläufe und Sümpfe. In Bonn entstand die mittelalterliche Stadt weder auf dem Platz des Römerlagers noch auf dem der Lagersiedlung, des „Vicus Bonnensis", sondern über 1000 Meter vor dem ehemaligen Lagertor an der Landstraße, wo über dem Grab der Märtyrer Cassius und Florentius eine Kirche erbaut worden war. Hier blieb also lediglich der Ortsname und die geographische Lage erhalten; ähnlich war es in Xanten.

Das römische Trier war zuletzt eine Großstadt von vollkommen regelmäßiger Anlage gewesen. Den Germanensturm scheinen nur die Stadtmauern, das Haupttor – die „Porta nigra" –, die steinerne Moselbrücke und Bruchstücke einiger Großbauten überstanden zu haben. Von diesen Bauten wurde das „Tribunale" durch Umbau zum „Dom"; um ihn entstand zunächst eine Klerikersiedlung und vor dieser bald darauf ein Marktplatz. Bezeichnend ist nun, wie dieser Markt durch eine ziemlich gerade Straße kurzweg mit der noch bestehenden Brücke verbunden wurde. Aber auch sonst hat das allmählich entstandene neue Straßennetz mit dem römi-

AMPHITHEATER

„PORTA NIGRA"

T.

B.

KAIS. PALAST

N

NORD-TOR

BRÜCKENTOR

THERMEN

BRÜCKE

← DIE MOSEL

T = Tribunal (Gerichtshaus)

Stadtplan von Trier zur Römerzeit und im Mittelalter

B = Basilika
D = Domfreiheit
M = Hauptmarkt

PORTA NIGRA

D.

M.

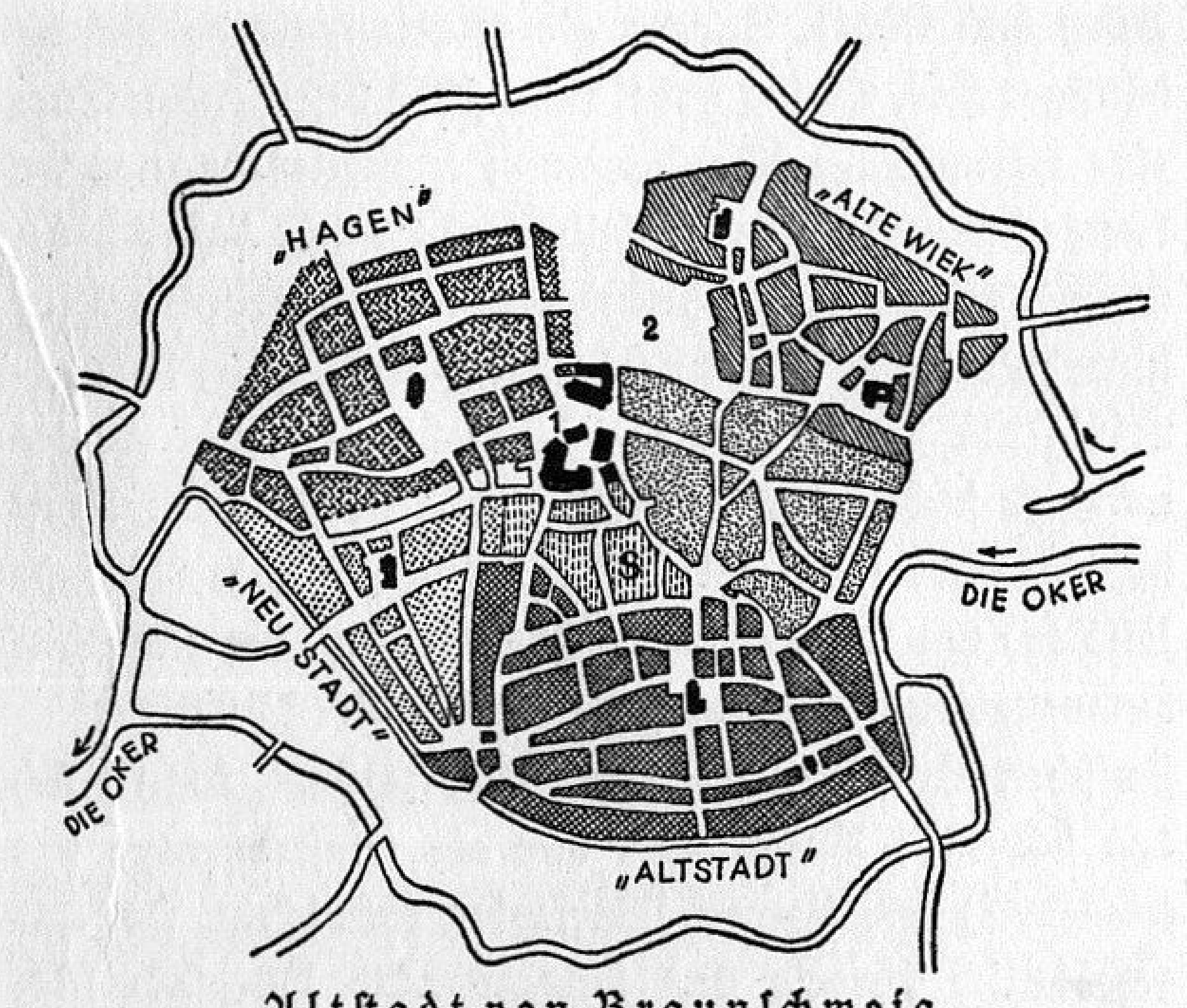
BRÜCKE

← DIE MOSEL

schen nicht die geringste Ähnlichkeit mehr. Das neue Stadtgebilde „schlottert" in dem viel zu weiten römischen Bezirk; es wurde schließlich durch neue Mauerzüge im Osten und Süden eingefaßt, aber auch diesen engeren Mauerring hat die Stadt noch jahrhundertelang nicht völlig ausgefüllt. Ähnlich war es in Mainz und in Köln, wo noch im späten Mittelalter sogar Weingärten innerhalb der Mauern Platz hatten.

Dorf und Stadt. Der Plan von Trier läßt mehrere neue Marktplätze als Kerne weiterer Entwicklung erkennen; als Ganzes lehrt er, daß ein unregelmäßiger Stadtplan noch kein Beweis für die Herkunft aus einem Dorfplan (Haufendorf) ist. Die Unregelmäßigkeiten der meisten alten Stadtkerne können verschiedene und oft gleichzeitig wirksame Ursachen haben: Anpassung an das Gelände (Hügel, Fluß, Bäche u. ä.) oder an schon vorhandene Bauten, wofür gerade Trier ein Musterbeispiel ist; sie können aber auch die Folge verstärkter Ausnutzung des wertvollen städtischen Bodens und der Willkür einzelner Bauherren sein. Nach Abschälung aller späteren Veränderungen enthüllt sich oft ein überraschend klarer und zweckmäßiger ältester Kern.

Die Geschichte der Stadt Braunschweig gibt den Schlüssel zum Verständnis eines allerdings außergewöhnlich wirren Stadtplans. Hier bestand zuerst ein Dorf („Alte Wiek"), dessen Gefüge wirklich einmal unverändert in städtische Bebauung übergegangen zu sein scheint, und nicht weit davon der Herzogshof „Dankwarderode". Es wurde nun ein Marktort („Altstadt") gegründet und bald danach mit Altwiek durch ein Zwischenstück verbunden;

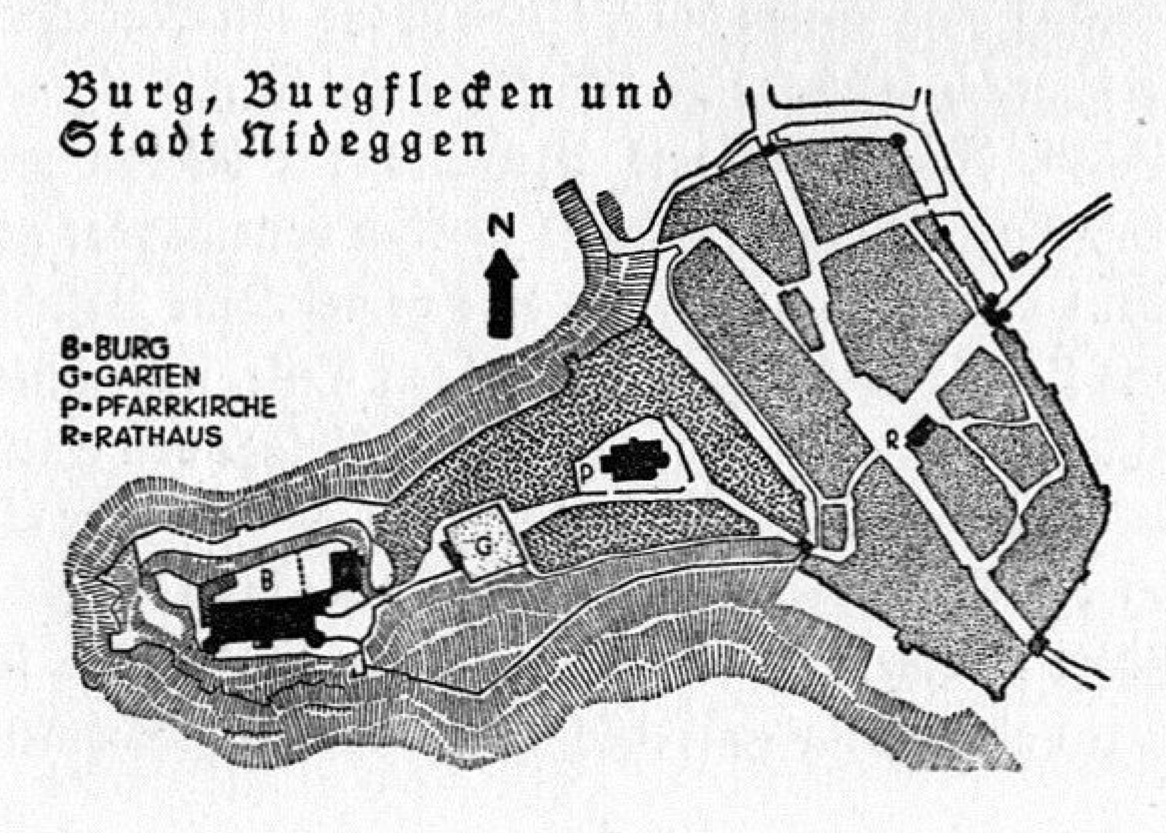


Altstadt von Braunschweig
1 Burg- und Domplatz, 2 ehemaliges „Ritterviertel", heute Schloß, S = Stadtteil „Sack"

ähnlich bildete sich im „Sack" eine Verbindung zwischen Dankwarderode und Altstadt heraus. Es folgten zwei weitere Ansiedlungen: „Neustadt" und „Hagen". Der Okerfluß ging mitten durch diesen Kranz von Städtchen, die sämtlich selbständige Marktgemeinden mit eigenen Kirchen, Rathäusern und Verwaltungen blieben und durch Flußarme und künstliche Gräben voneinander getrennt waren, auch noch als eine gemeinsame Befestigung sie alle umschloß. Die einzelnen Teile, namentlich Altstadt und Hagen, haben ganz klare Anlage von einem Typus, dem wir bald wiederbegegnen werden; aber als nun die Trennungen fielen, flossen die fünf oder sechs Städte zu einem im einzelnen zwar sehr reizvollen, im ganzen aber völlig unübersichtlichen Gebilde zusammen.

Burg und Stadt. Burgen als Siedlungskerne sind ein häufiger Fall. Es lag nahe, einer schon bestehenden Burg eine ertragfähige Marktsiedlung anzugliedern, und bei Neugründungen war es selbstverständlich, daß sich der Grundherr und Stadtgründer einen bevorzugten Platz innerhalb seiner Stadt vorbehielt. Dieser Platz ist regelmäßig am Stadtrand, nur ausnahmsweise in Stadtmitte zu suchen. Da die meisten älteren Burgen Höhenburgen sind, so ergibt sich das häufig wiederkehrende Bild der um den Burgberg geschmiegten oder zur Burg hinaufsteigenden Stadt (vgl. Seite 78).

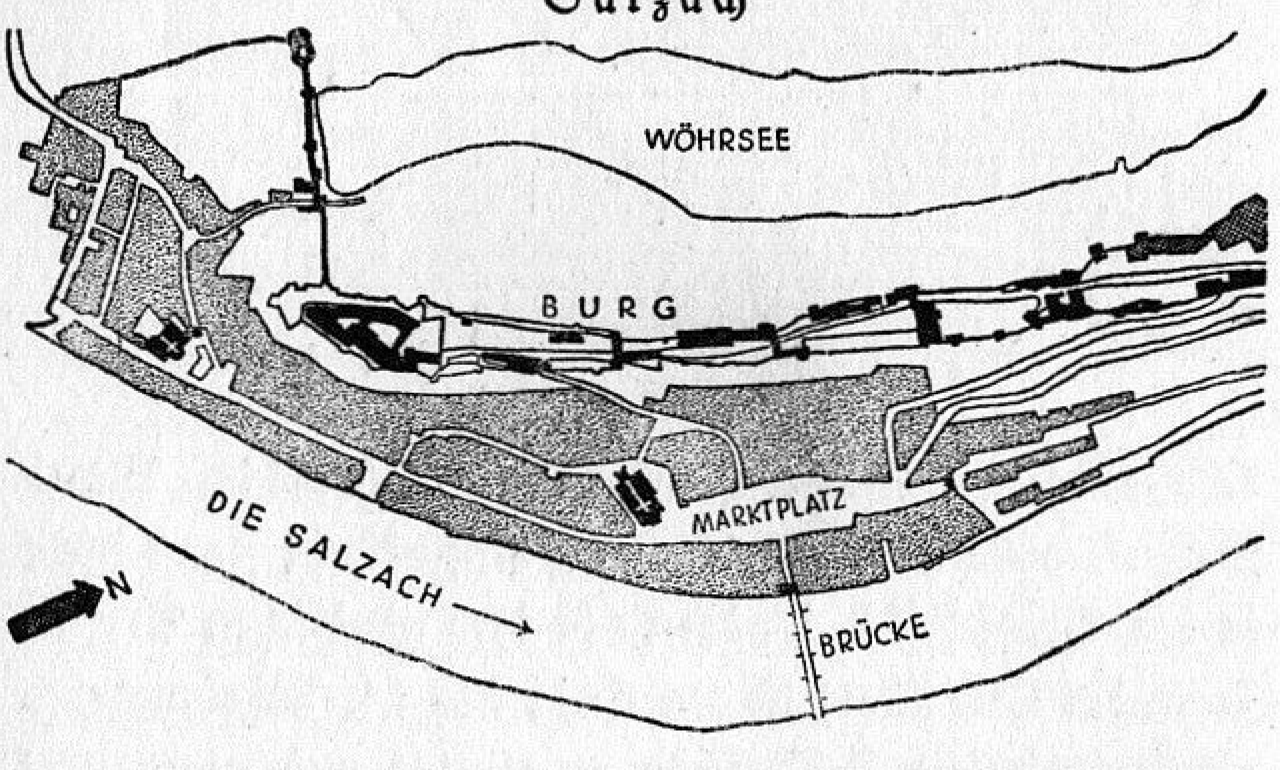
Zwischen Burgberg und Fluß eingezwängt, konnte sich das bayrische Burghausen nur als Einstraßentyp mit angerartig erweitertem Marktplatz entwickeln. Der ungewöhnlich schmale und langgestreckte Burgfels fällt jenseits der Stadt zu einem Weiher ab; die Stadt hatte nur kurze Sperrmauern mit Toren an beiden Enden nötig, im übrigen erfüllten Burg und Fluß die Aufgaben einer umfassenden Stadtmauer. Die hölzerne Salzachbrücke geht von einem Torturm aus.



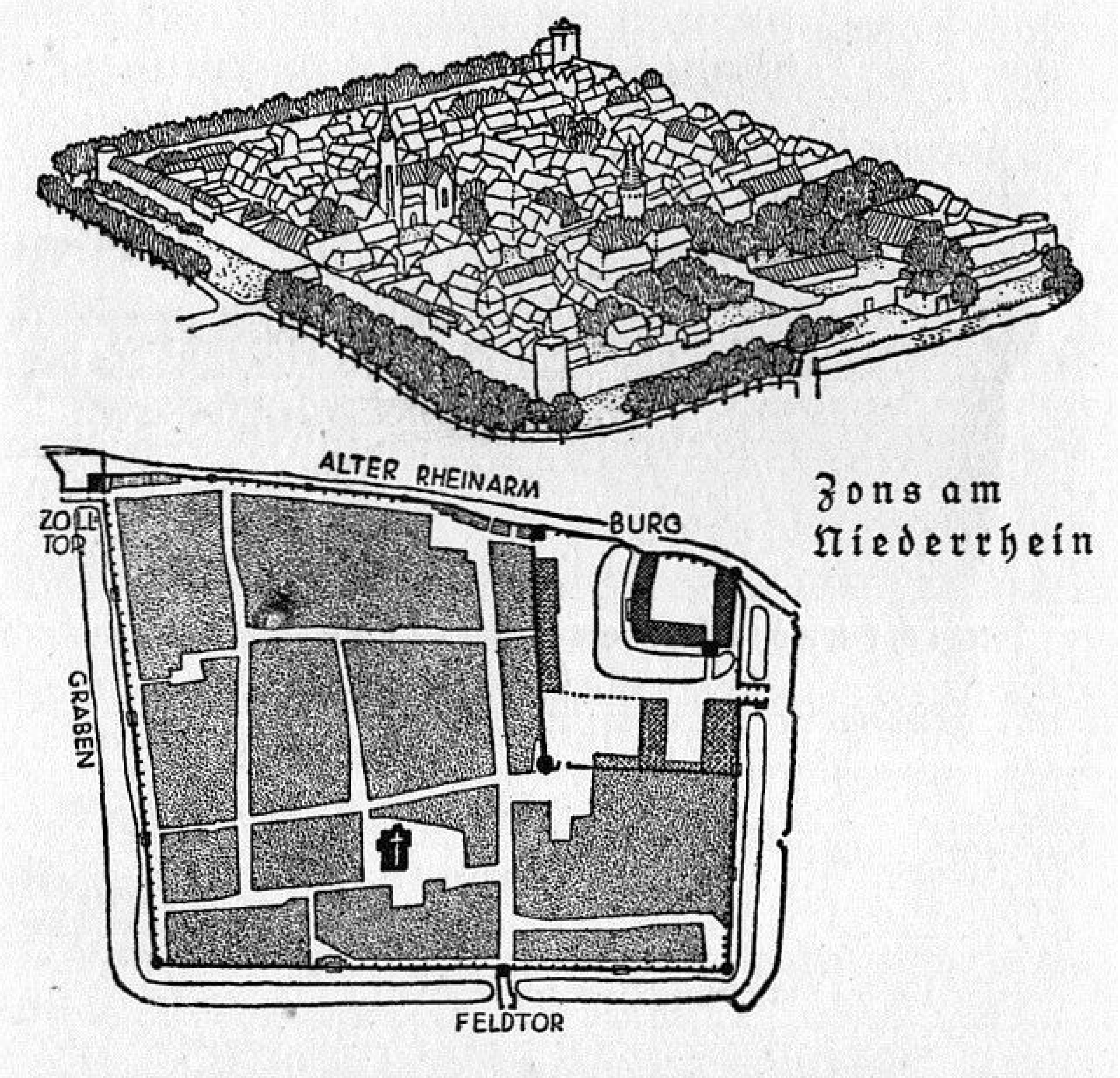
Burg, Burgflecken und Stadt Nideggen



Ansicht und Plan von Burghausen an der Salzach



Auf der Spitze einer in das Rurtal südlich von Düren vorspringenden Felsnase liegt die gräflich Jülich'sche Burg Nideggen. Der Sattel, der Burg und Hochebene verbindet, trägt im Raum der ehemaligen Vorburg eine kleine Burgmannensiedlung und in dieser eine recht stattliche Kirche (Anf. 13. Jh.). Um 1340 ist dann aber auch schon auf dem Steilrand östlich davon eine kleine Stadt mit Straßenkreuz, Markt und Rathaus fertig ummauert gewesen. Eigentümlicherweise hat Nideggen selbst keine



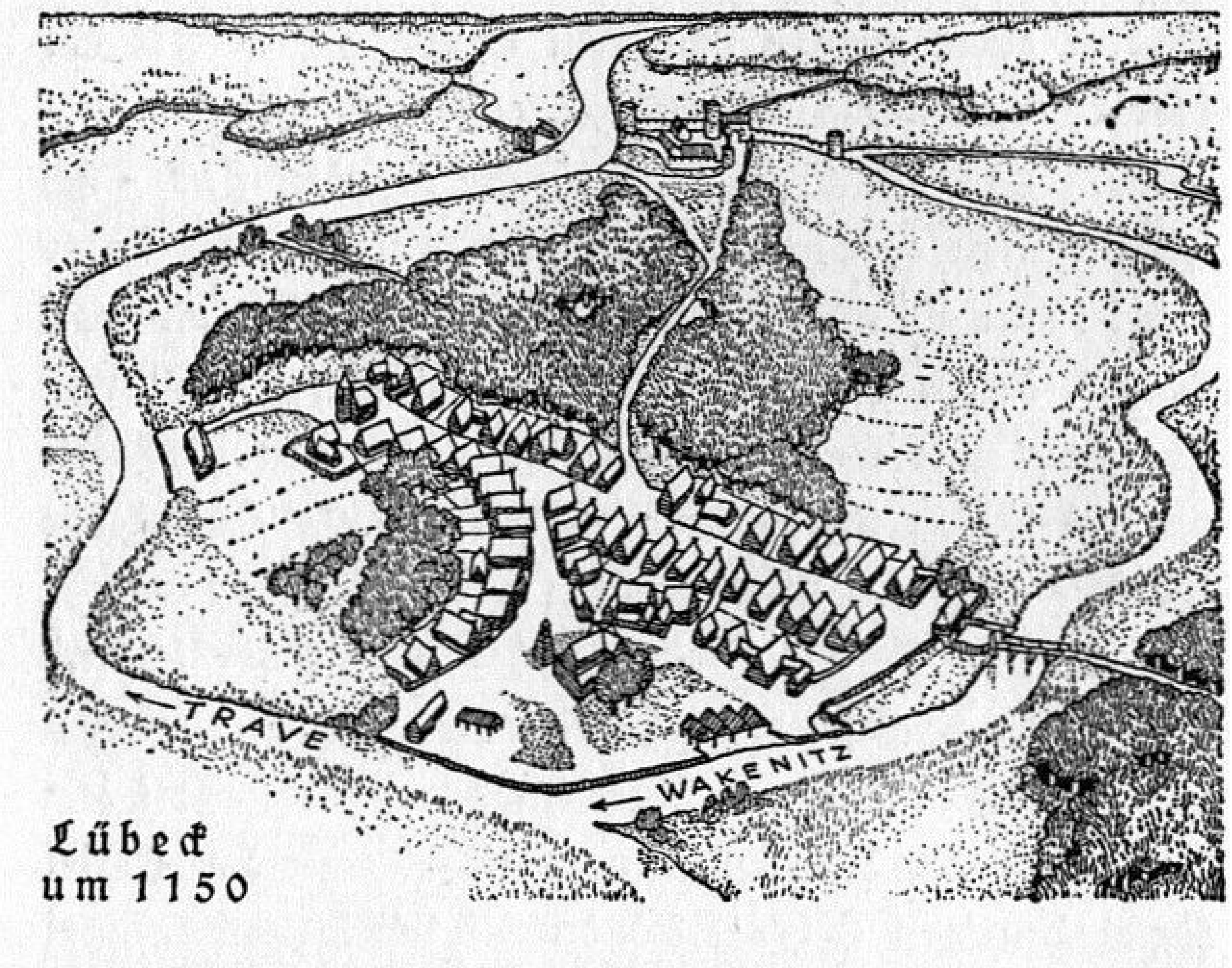
Zons am Niederrhein

Kirche in seinen Mauern; anfangs genügte die im „Burgflecken", aber auch eine spätere Stiftskirche stand nicht in der Stadt selbst, sondern vor dem nördlichen Tor.

Zons bei Düsseldorf ist am Ende des 14. Jahrhunderts als kurkölnische Zollfestung gegründet und ummauert worden. Abweichend von dem Grundsatz möglichst abgerundeter Umwehrung beschreiben die Mauern hier ein geradliniges Viereck; innen drängen sich die Häuser an engen Gäßchen, und nicht einmal ein Marktplatz ist freigelassen. Dafür nimmt die Burg ein Sechstel der Fläche in Anspruch. Ihr Zusammenhang mit dem Stadtganzen ist deutlich ausgeprägt, während sonst häufig Burg und Stadt nur locker durch Mauerzüge miteinander verbunden sind.

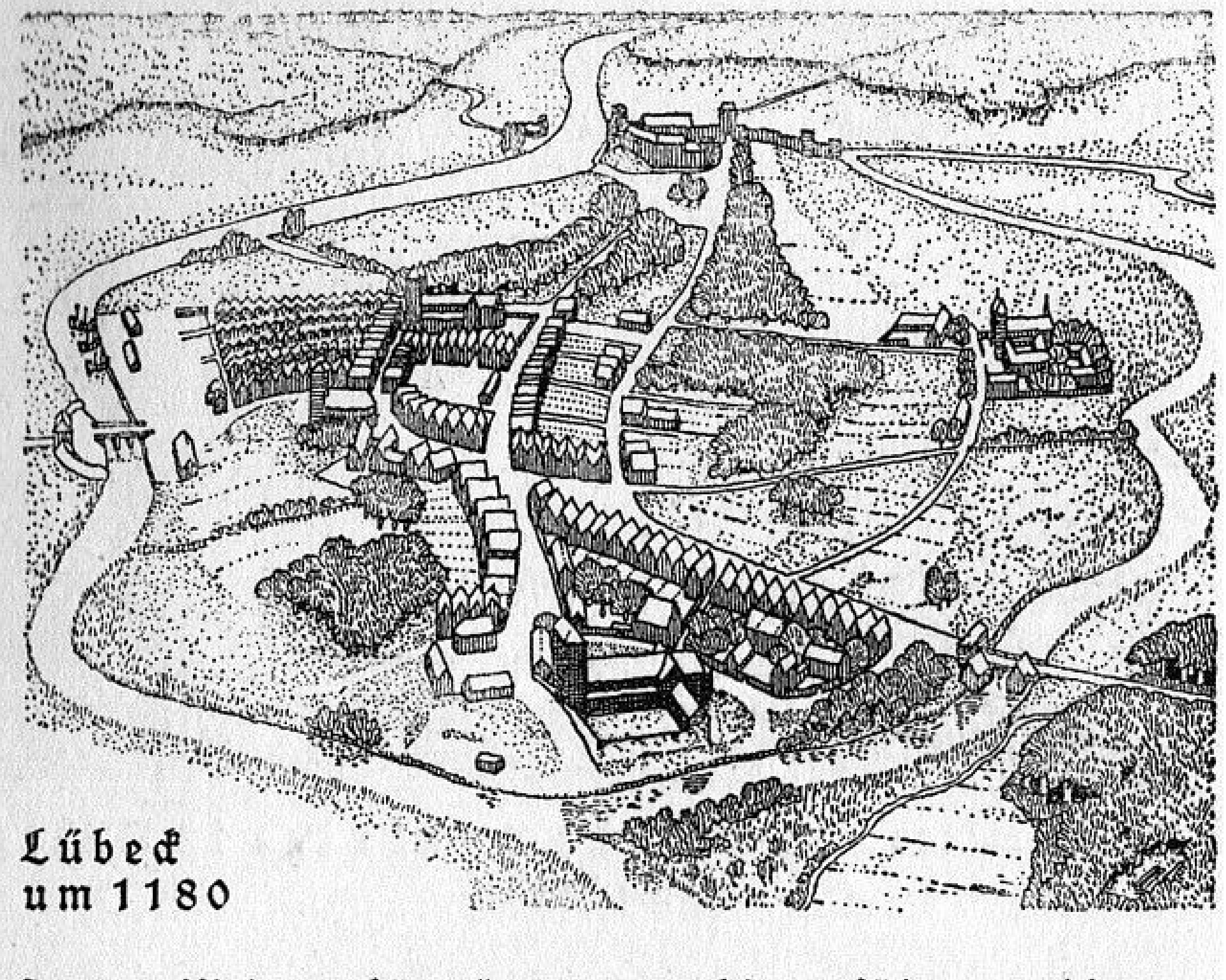
Geburt einer großen deutschen Stadt. Haben wir bis hierher vor allem die beiden ersten Grundfragen - warum und wo Städte gegründet worden sind - zu beantworten gesucht, so betrachten wir jetzt die dritte - w i e eine Stadt gegründet wurde - am Beispiel von Lübeck, dessen Geschichte gründlich durchforscht ist und das nicht nur eine der schönsten unter den größeren alten Städten ist, sondern ehemals - als Haupt der Hansa - auch eine ihrer größten und wichtigsten war.

Salz, Wollstoffe und Wein von deutscher, Dörrfisch und Pelze von nordischer Herkunft waren die Grundlagen des Ostseehandels, der schon im 10. Jahrhundert zur Gründung der Marktsiedlung Haithabu an der Schlei (beim heutigen Schleswig) durch „Wikinger" geführt hatte. Am Unterlauf der Trave bestand auch schon früh eine Siedlung deutscher Kaufleute im Schutz einer slawischen Burg; sie trug den Namen „Lubeke" und wurde 1138 zerstört. Fünf Jahre später gründete der nunmehrige deutsche Landesherr, Graf Adolf von Schauenburg und Holstein, etwas weiter flußaufwärts einen neuen Markt, auf den der Name „Lubeke" überging. Er wollte damit dem Erzeugnis seiner Salzquellen in Oldesloe den Anschluß an den Ostseeverkehr sichern, geriet dadurch aber in Wettbewerb mit Heinrich dem Löwen, dem die Lüneburger Salinen gehörten und der schließlich seine Macht als Lehnsherr des Grafen herauskehrte: 1152 wurden die Oldesloer Quellen zugeschüttet und der Salzhandel auf dem Lübecker Markt verboten. Wenige Jahre später hat derselbe „Löwe" als Herzog von Bayern die bischöfliche Marktsiedlung Föhring zerstört und etwas isaraufwärts München gegründet.



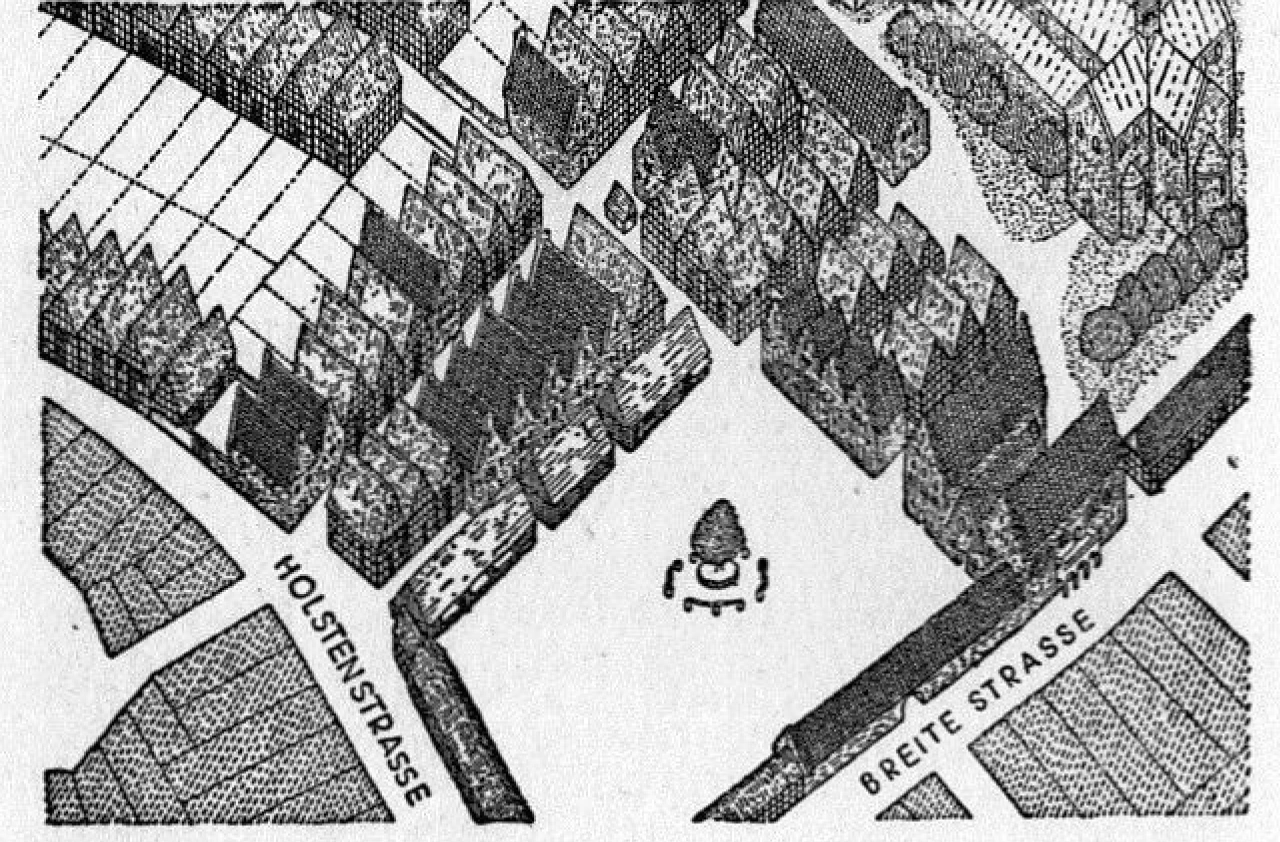
Lübeck
um 1150

Graf Adolf hatte seinen Platz gut gewählt: dort, wo das Flüßchen Wakenitz kurz vor der Einmündung in die schiffbare Trave einen letzten großen Bogen beschreibt. Die beiden von Sümpfen und Wiesen begleiteten Flüsse bildeten also eine schwer zugängliche Halbinsel, deren Hals mit einer Burg leicht abzuriegeln war und deren schildartig gewölbter, buchenbestandener Rücken sich bis zu 16 Meter über den Flußspiegel erhob. Am Treff=punkt der Flüsse wurde ein bescheidener „Hafen" an=gelegt, bald darauf ein zweiter an der Stelle, wo ein Weg von Oldesloe her am Traveufer endete; die Straße nach Ratzeburg überschritt die Wakenitz im Südosten, nach Norden strahlten weitere Wege von der Burg aus. Auf dieser Grundlage entstand ein erstes Wegnetz und ein kleines hölzernes „Urlübeck", dem aber die Miß=gunst Heinrichs des Löwen ständige Sorgen und ein verheerender Brand im Jahr 1157 ein Ende machten.



Lübeck
um 1180

Jetzt griff der „Löwe" zu: zunächst entführte er die gesamte Bevölkerung, um sie an anderer Stelle anzusiedeln. Das mißlang aber, und so finden wir die „Urlübecker" schon 1158 wieder an der alten Stelle, beim Aufbau einer nunmehr herzoglich sächsischen Stadt. Der alte Hafen- und Kirchplatz sah den ersten Lübecker Dom entstehen und um ihn ein Klerikerviertel, wobei der frühere Bebauungsplan erhalten blieb. Aber der Hafen war jetzt traveabwärts verlegt, und hier – oberhalb des neuen Hafens – wurde die eigentliche Stadt planmäßig erbaut, so planmäßig, daß ihr Gefüge bis in die Gegenwart fast unverändert lebensfähig blieb. Unser Bild „um 1180" zeigt, daß parallel zum alten Burgweg („Königstraße") eine zweite Hauptstraße („Breite Straße") über die Höhe geführt ist und daß sich am Wakenitzufer ein Benediktinerkloster (St. Johannis) angesiedelt hat. Der nordsüdliche Zweistraßenzug bildet

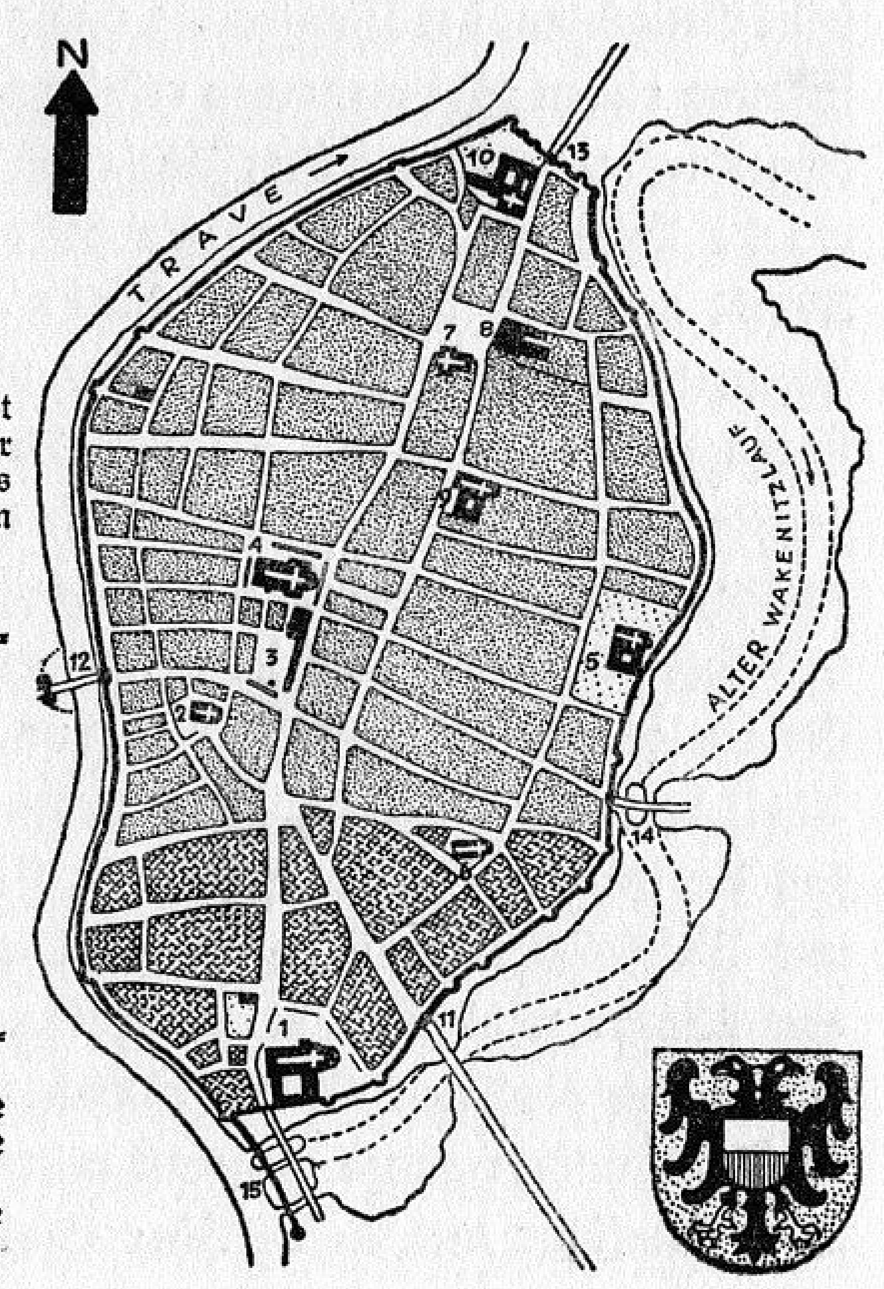


Stadtmitte von Lübeck am Ende des 12. Jahrhunderts

ein Rückgrat, von dem die andern Straßen als Rippen nach den Flußufern im Westen und Osten abzweigen. Von den entstandenen „Stadtvierteln" (Dom, Markt, Kloster, Burg) hat später nur das Domviertel seine Form bewahrt.

Die gesamte Planung von 1158 beruht auf einem Einheitsgrundstück von 25 Fuß Breite und 75 bis 100 Fuß Tiefe (rd. 8 : 24 bzw. 32 Meter). Den Mittelpunkt bildet ein Geviert von rd. 240:100 Meter auf der Höhe des Stadthügels; es umfaßt den Markt, die neue Pfarrkirche zu St. Marien und eine diese Plätze trennende Gruppe bevorzugter Grundstücke, die auch auf die Westseite des Marktes übergreifen, während in dessen Nordostecke aus dem Zusammenbau mehrerer von vornherein öffentlicher Gebäude (Tuchhalle u. a.) das Rathaus entstand. Drei Seiten des Marktplatzes und des Marienkirchhofs waren von „Krambuden" umgeben.

Das Straßennetz – für das wir den Vergleich mit Rückgrat und Rippen festhalten – umschließt die vollkommen „rationell" in Einheitsbauplätze aufgeteilten Baublöcke. Da die Häuser – bis zum Stadtbrand von 1276 größtenteils Fachwerkbauten – mit dem Giebel zur Straße stehen, bilden je sechs bzw. acht Häuser die Stirn eines Baublocks; die Haustiefe betrug etwa 12 bis 16 Meter. Dieses Aufteilungssystem, das genaue Gegenteil der im Domviertel noch deutlich erkennbaren Willkür und Zufälligkeit, wurde nach und nach im ganzen Stadtgebiet durchgeführt, jedoch ohne starre Grundsätzlichkeit und in Anpassung an das Gelände und die wirtschaftlichen Erfordernisse. Die Ummauerung der Stadt begann



Lübeck am Ende des Mittelalters (das bischöfliche Gebiet ist durch Kreuzschraffur gekennzeichnet); rechts unten das Stadtwappen

1 Dom
2 Petrikirche
3 Marktplatz mit Rathaus
4 Marienkirche
5 Johanniskloster (Benediktiner)
6 Aegidienkirche
7 Jacobikirche
8 Hospital zum Hl. Geist
9 Katharinenkirche u. Franziskanerkloster
10 Burgkloster (Dominikaner)
11 Mühlentor u. -brücke
12 Holstentor u. -brücke
13 Burgtor
14 Hüxtertor u. -brücke
15 Mühlendamm

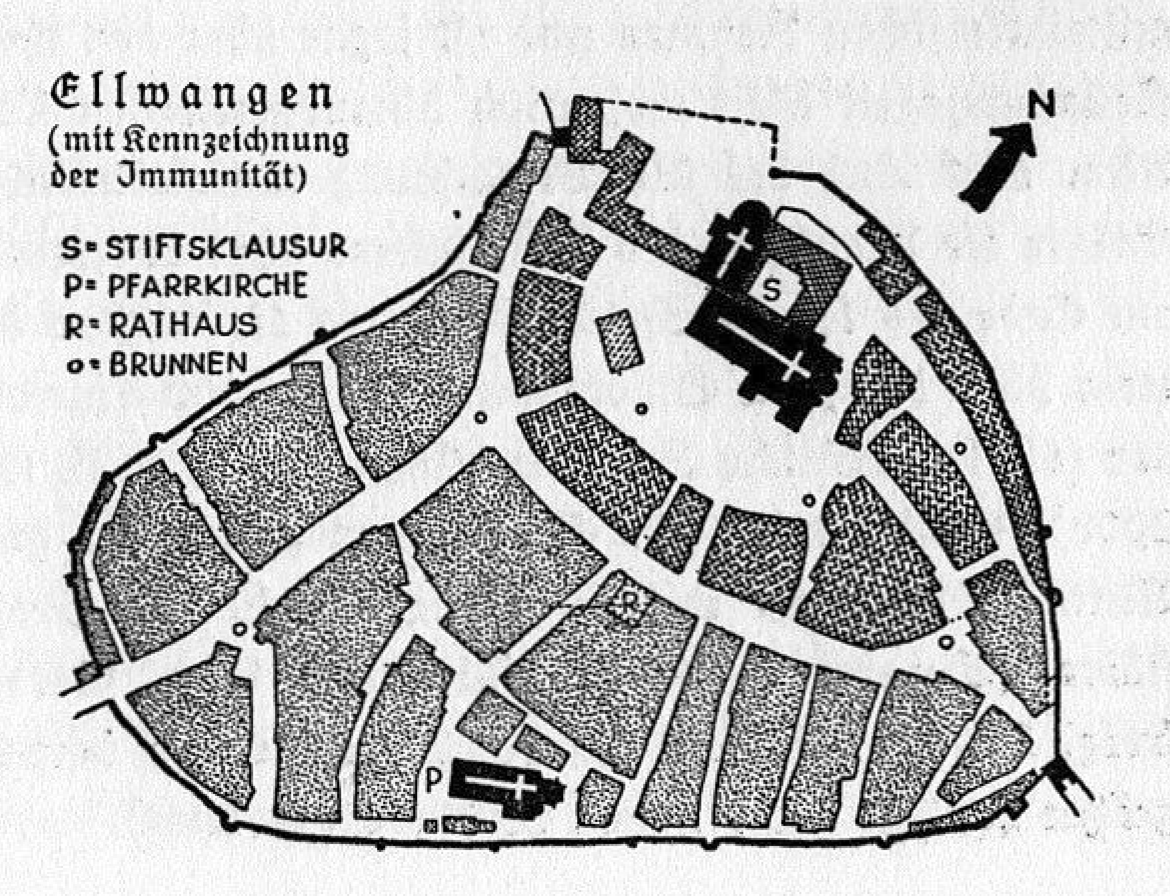
Stadtbild von Lübeck aus Westen

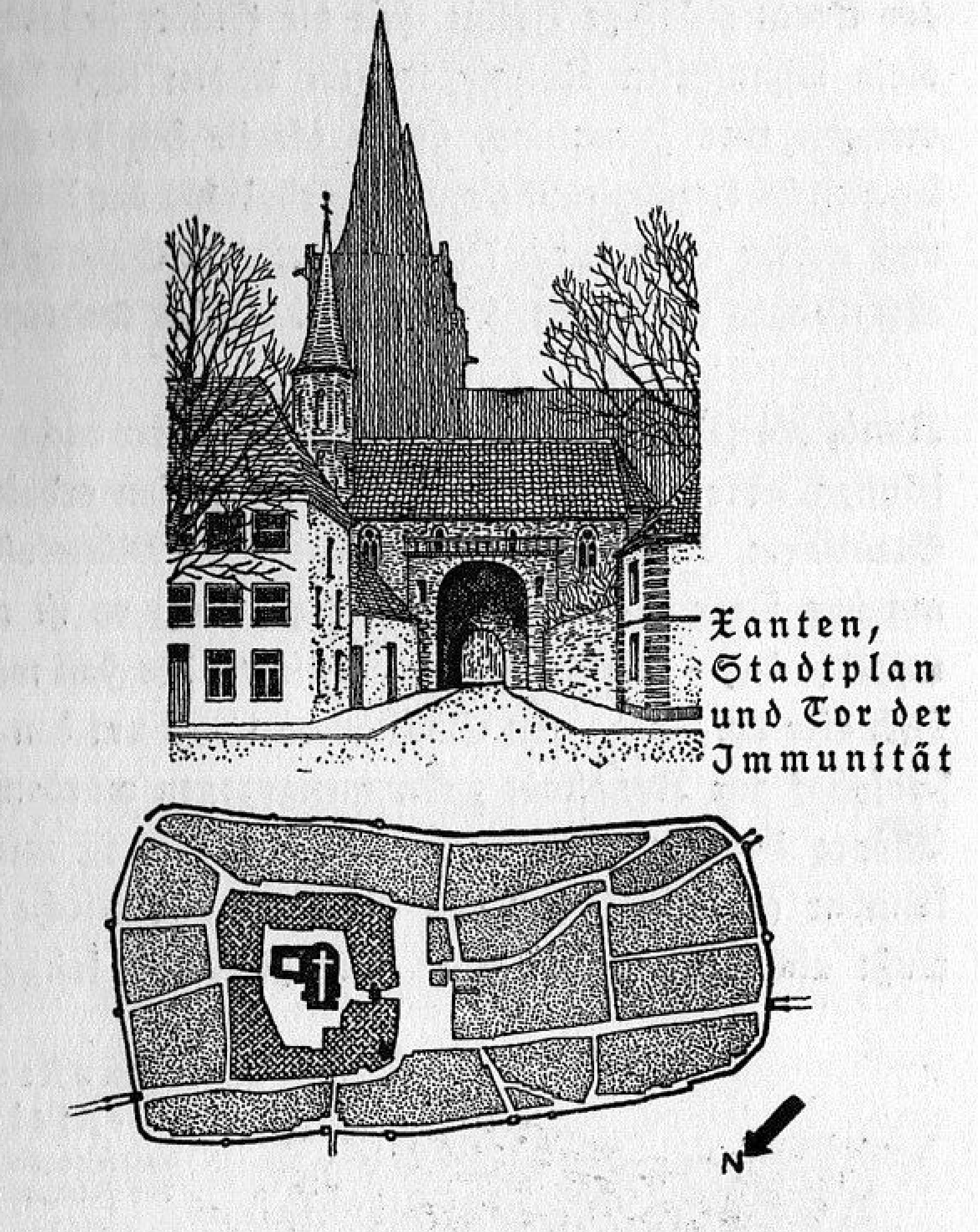
1226; hierbei wurde die Sicherung der Ostseite erhöht durch Aufstauung der Wakenitz mit Hilfe des „Mühlendamms", dessen Name auf die Ausnutzung des Gefälles durch Wassermühlen hindeutet.

Der einheitliche Stadtplan von Lübeck ist wie der von vielen andern mittelalterlichen Gründungsstädten das Werk eines oder mehrerer Unternehmer (locatores). Der Grundherr übertrug die Geschäfte der Werbung für seine Gründung, der Planlegung und praktischen Durchführung einem oder mehreren erfahrenen Männern aus dem Kaufmanns- oder dem Adelsstande. Dafür erhielten sie Vorrechte, die ihnen die besten Baustellen am Markt und auch laufende Einkünfte aus Boden- und Vermietungsrechten sicherten. Locator eines großen Herrn zu sein, war also ein zugleich ehrenvolles und gewinnbringendes Amt. Für Lübeck vermutet man eine 24köpfige Gründergruppe von teilweise west- und süddeutscher Abkunft. Auch die übrigen Bürger neuer Städte waren oft buchstäblich „von weither". Graf Adolf hatte für „Lubeke" durch Boten und „unter großen Versprechungen" in Flandern, Holland, Friesland und Westfalen werben lassen, die Locatores Heinrichs des Löwen wiederum in Westfalen. In den weiten Raum des deutschen Ostens rückten vom 12. bis zum 14. Jahrhundert ganze Scharen mittel- und westdeutscher, flämischer und westfälischer Siedler ein.

Regelformen (Stadttypen). Ähnlich wie bei den Dörfern lassen sich auch bei Städten gewisse häufig wiederkehrende Regelformen unterscheiden. Nur sind die Städte wegen der Vielgestaltigkeit ihrer Entstehungs- und Entwicklungsarten weniger leicht auf einfache Grundformen zurückzuführen als die Dörfer, denen das so viel stetigere Wesen bäuerlichen Daseins zugrunde liegt.
Es ist ein Ausnahmefall, wenn große Städte das Gepräge der Gründungszeit so weitgehend bewahrt haben wie Lübeck und das ihm in mancher Beziehung verwandte Danzig. Die meisten Städte haben vielmehr - und eben gerade dann, wenn sie sich nach den Wünschen und Hoffnungen ihrer Gründer entwickelten - Erweiterungen und Veränderungen erfahren, aus denen man den ursprünglichen Kern oft kaum mehr herausschälen kann. Die eigentliche und ursprüngliche Regelform ist meist besser - und oft zusammen mit mancherlei wohlerhaltenen Denkmälern älterer Stadtbaukunst - in vielen heutigen Landstädten erhalten, die über den mittelalterlichen Rahmen und oft sogar über den ihrer Gründungszeit nicht wesentlich hinausgewachsen sind. Man darf auch bei der Betrachtung mittelalterlicher Städte die Maßstäbe des Mittelalters nicht übersehen: am Ende des 15. Jahrhunderts hatten die meisten der etwa 3000 deutschen Städte weniger als 5000 Einwohner (die kurfürstliche Residenz Meißen hatte z. B. nur 2000); Städte mit 5000 Einwohnern galten als gute Mittelstädte, solche mit 20000 und mehr als Großstädte (Augsburg: 18000; Nürnberg, Ulm, Straßburg, Lübeck, Breslau: 25-30000; Köln, als damals größte deutsche Stadt: etwa 35000 Einwohner).

Immunität. Dieser Rechtsbegriff bedeutete, daß die Inhaber und Bewohner bestimmter Grundstücke oder Stadtteile von der städtischen Gerichtsbarkeit ausgenommen und von öffentlichen Lasten wie Steuern, Heerbann u. ä. befreit waren. Dieses besonders Bischofssitzen und Stiftskirchen zuerkannte Vorrecht hat ähnliche Erscheinungen erzeugt wie das Verhältnis von Burg und Stadt und zuweilen geradezu zur Bildung einer „Stadt in der Stadt" geführt. Der Immunitätsbezirk, der oft zugleich der älteste Stadtteil ist, hat meist rundliche Form und führt häufig den bezeichnenden Namen „Domfreiheit". Unsere Beispiele Ellwangen und Xanten zeigen eine deutliche Beeinflussung des Stadtplans durch den Dombezirk, während dieser in Trier (S. 53) und Lübeck (S. 62) mehr äußerlich angelehnt erscheint. Das älteste Ellwangen mag ausgesehen haben wie unser Versuch von Seite 49; in Xanten ist der Stiftsbezirk rings von Bürgerhausblöcken umgeben und durch ein eigenes Tor abgeschlossen. Zuweilen um-





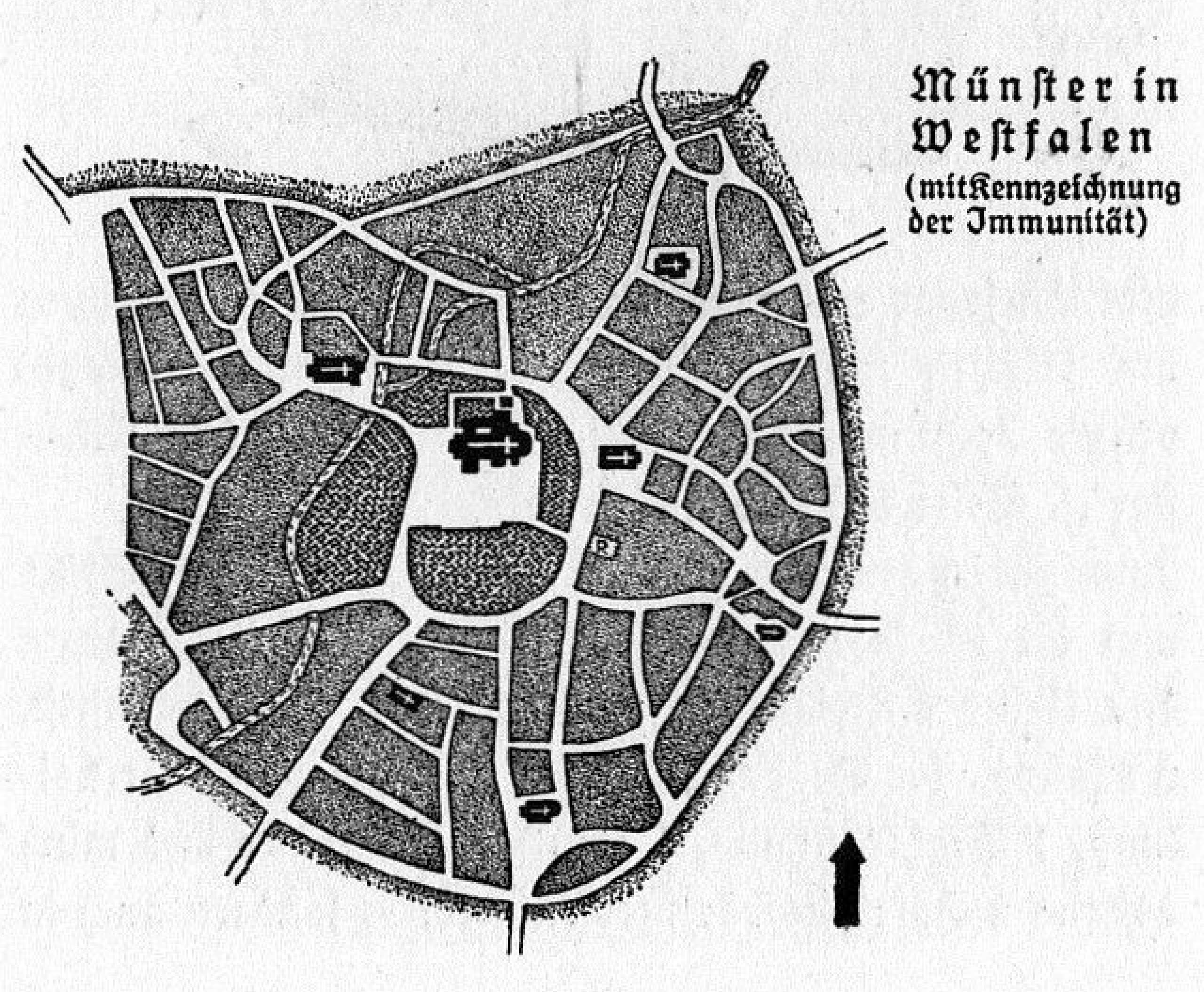
Xanten, Stadtplan und Tor der Immunität

gibt ihn sogar eine regelrechte Befestigung (Frauenburg am Frischen Haff, Berchtesgaden). Besonders ausgeprägte Immunitätsbezirke in Stadtmitte haben Münster (s. Seite 68) und Halberstadt.

Immunität genossen indessen nicht nur Bischöfe, Stifte und die oft sehr zahlreichen Klöster – so beherbergte das kleine mittelalterliche Eisenach: 1 Chorherrenstift, 6 Klöster aller Orden, 2 Hospitäler unter geistlicher Leitung, 1 Beghinenhaus, 1 Deutschordenshaus und mindestens 2 Höfe auswärtiger Klöster! –, sondern auch in

der Stadt ansässige Adlige. Für die Städte bedeuteten diese lastenfreien Nutznießer von Boden und Wehranlagen eine Zumutung, gegen die sie sich durch gelegentliche Heranziehung zur Unterhaltung der Mauern und endlich auch durch Verbote weiterer Grundstücksabtretungen an Adlige, Kirchen und Klöster wehrten.

Rundstadt (Radialstadt), eine im Mittelalter nicht sehr häufige, aber in mehreren schönen Beispielen erhaltene Stadtform. In Münster hat ersichtlich die Bischofsstadt um den Dom herum den Anstoß gegeben; es ist aber möglich, daß – wie es in Soest bestimmt der Fall war – auch hier ein Kranz von Einzelhöfen rings um den Bischofshof zur Rundstadt zusammengezogen worden ist. Anders liegt der Fall in Nördlingen: hier ist unverkennbar ein Marktplatz mit Rathaus und Kirche bewußt als Mittelpunkt eines Straßensterns festgelegt



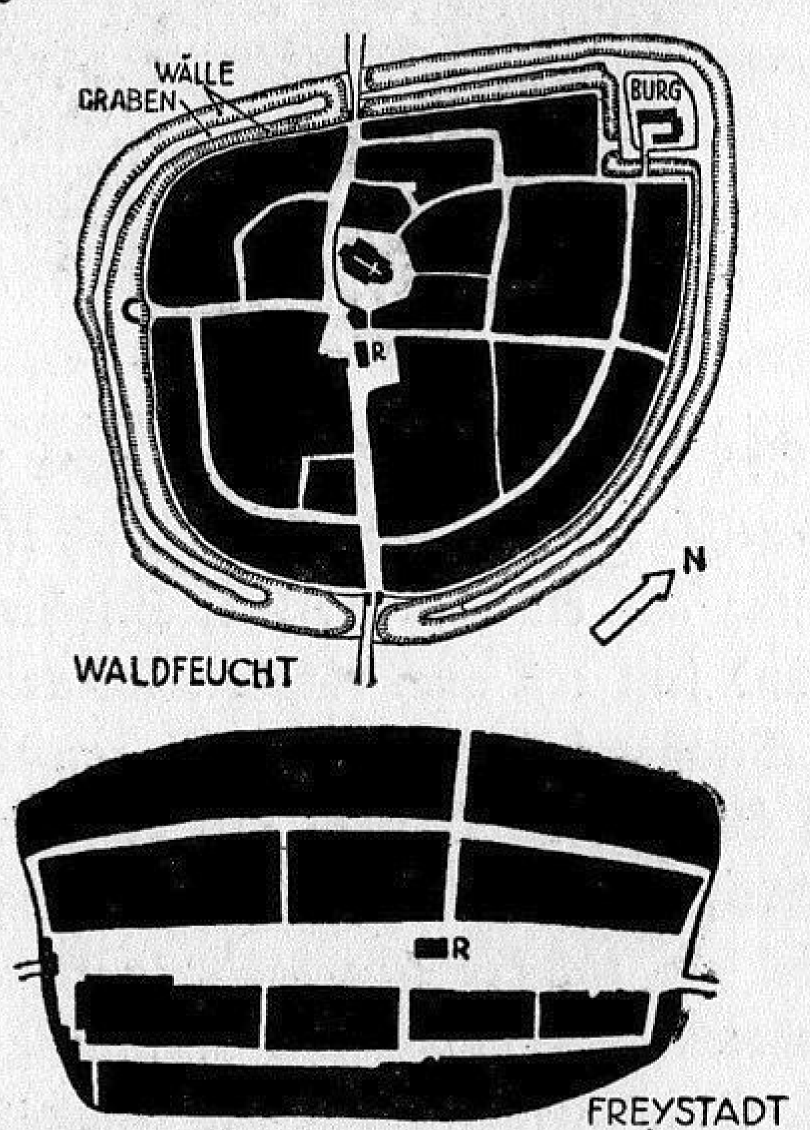
Münster in Westfalen (mit Kennzeichnung der Immunität)

Nördlingen
(mit Kennzeichnung der ältesten Stadt)

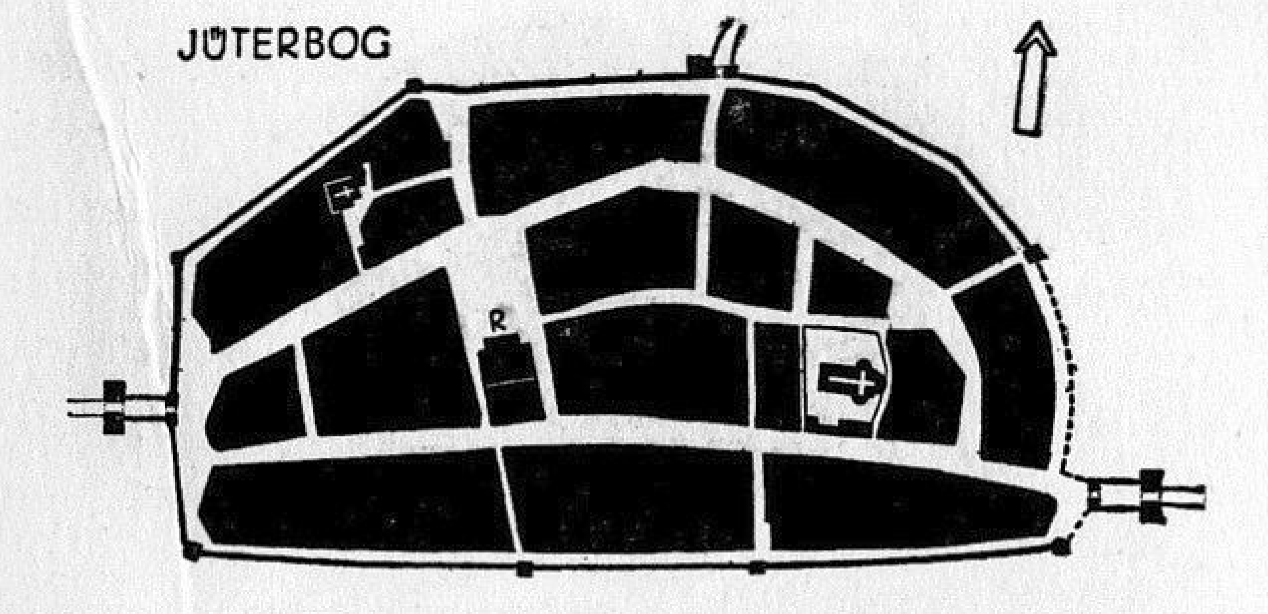
1 Brettermarkt
2 Schäfflermarkt
3 Obstmarkt
4 Weinmarkt
5 Rübenmarkt
6 Marktplatz mit Rathaus
7 Fischmarkt
8 Hafenmarkt
9 Tändelmarkt
10 Schrannenplatz mit Kornspeichern

worden. Seit 1375 ist die ursprünglich etwa 430 Meter im Durchmesser haltende erste Stadt durch ringförmige Erweiterung auf etwa 900 Meter Durchmesser vergrößert und jetzt erst auch richtig ummauert worden. Die fünf Straßen bahnen sich ziemlich geradlinig ihren Weg zur Stadtmitte. Obwohl eine geometrisch-starre Durchführung fehlt, kann gerade bei Nördlingen kaum ein Zweifel sein, daß der Grundgedanke (Straßenstern) von vornherein klar gefaßt und planmäßig festgelegt sein muß. Ganz anders haben wir Braunschweig um Dankwarderode herum entstehen und wachsen sehen (vgl. S. 55). Beachtenswert sind in Nördlingen auch die vielen bis heute festgehaltenen Namen der Marktstätten, die auf Handwerk und Kleinhandel und auf die Stadt als Versorgerin eines ländlichen Umkreises hinweisen. Entlang dem Bachlauf im nordwestlichen Stadtteil sitzen auch heute noch die Lohgerber.

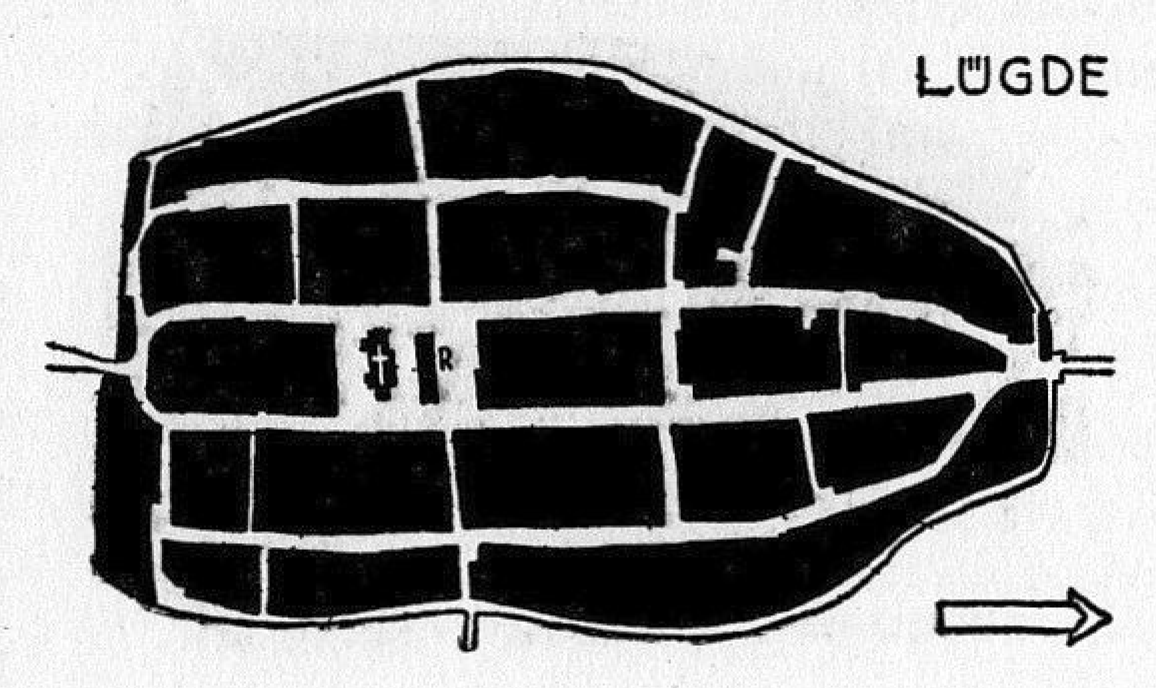
Die folgende Einteilung der Städte nach Regelformen beruht auf zwei verschiedenen Grundlagen: als erstes - und vermutlich älteres - Formelement betrachtet sie die Straßenführung, als zweites - und seit dem 12. Jahrhundert dem ersten oft untrennbar verbundenes - den „Baublock". Zahlreiche Städte entziehen sich natürlich wie das Haufendorf jeder schematischen Zuweisung.

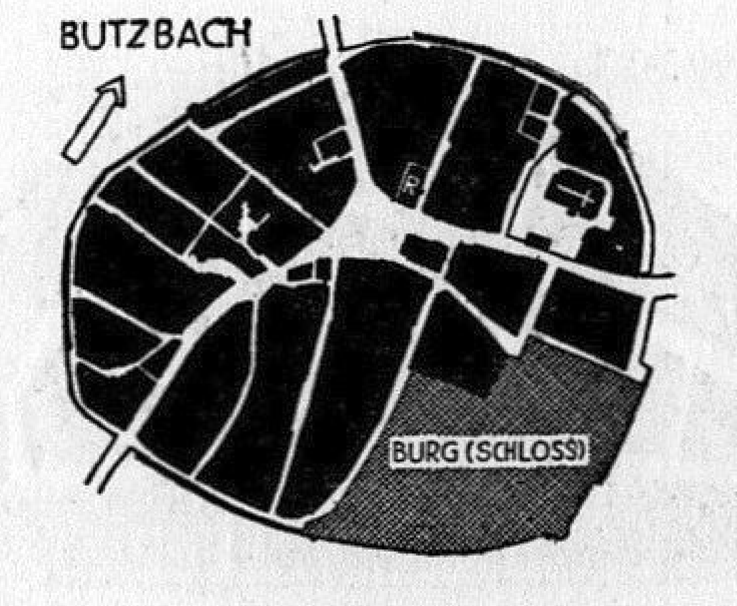


Einstraßen-Stadt. Die denkbar einfachste Stadtform, häufig mit angerartig erweiterter Hauptstraße und Nebenwegen nur zur Erschließung der äußeren Grundstücke. Als Ganzes ist sie selten so rein erhalten wie in unsern beiden Beispielen, in Waldfeucht zusammen mit der alten mauerlosen Umwallung. Andere Beispiele sind: Marienburg an der Nogat und Burghausen (S. 57).

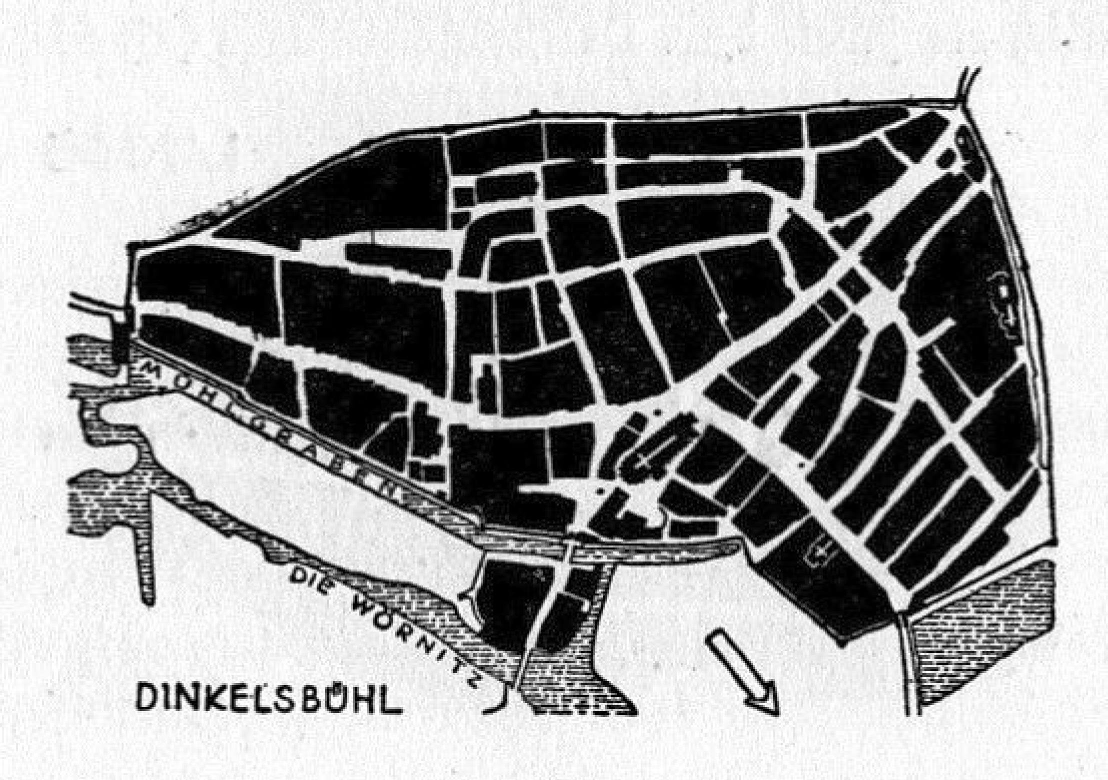


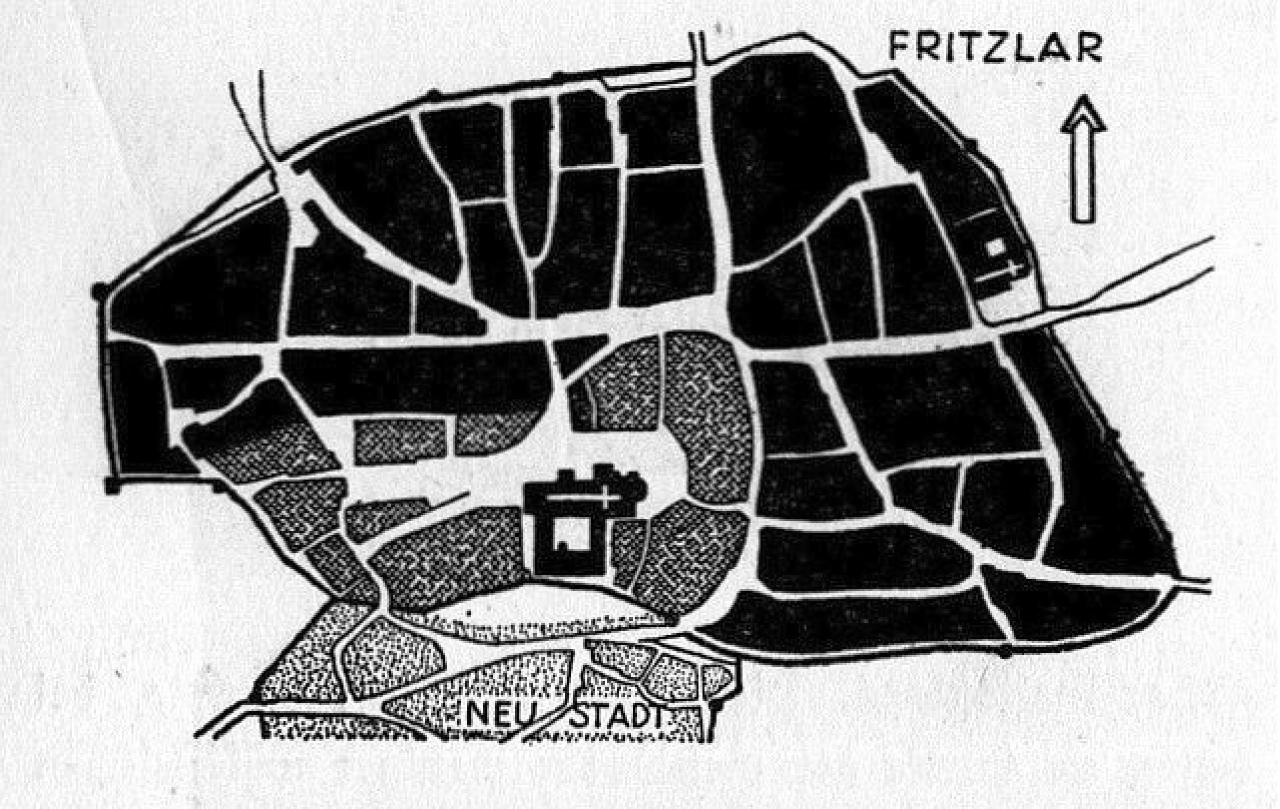
Zwei- und Mehrstraßen-Plan. Die Fassungskraft einer Einstraßenstadt war natürlich gering. Bei weiterschauenden Absichten wurde die Hauptstraße verdoppelt oder verdreifacht. Das geschah regelmäßig durch Gabelung der von außen kommenden Straße unmittelbar hinter dem Stadttor. Unsere beiden Beispiele lassen erkennen (beide auf der linken Seite), daß man beim Eintritt in die Stadt zunächst einen Häuserblock vor sich hatte; diese Anordnung entsprang vielleicht der militärischen Absicht, einem etwa eingedrungenen Feind den Weg zur Stadtmitte möglichst zu verlegen. Die Braunschweiger Stadtteile „Altstadt" und „Hagen" erkennen wir jetzt deutlich als Zwei- bzw. Dreistraßenanlagen (S. 55).



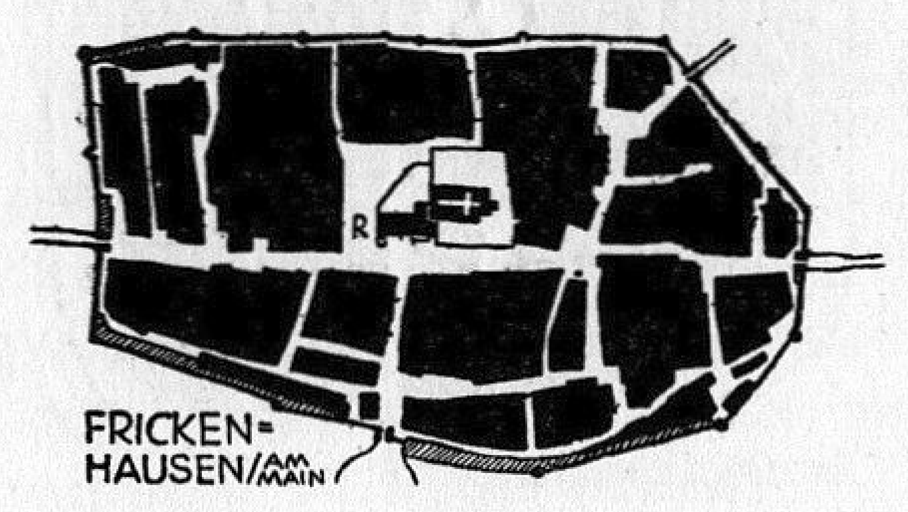


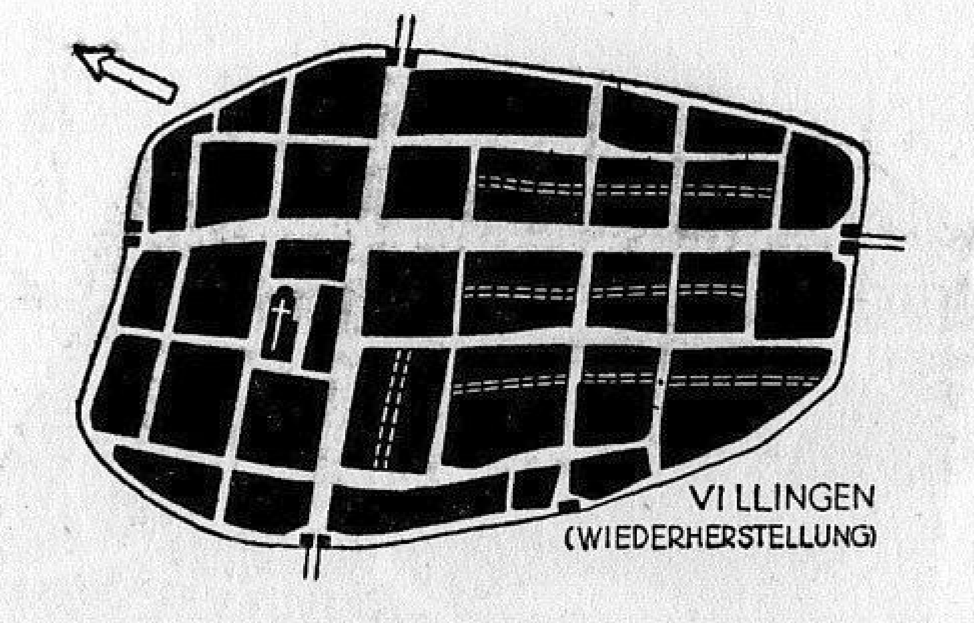
Straßenkreuz. Die viertorige Anlage mit einem mehr oder weniger regelmäßig geführten Straßenkreuz ist die am häufigsten vertretene mittelalterliche Stadtform; wir betrachten sie hier zunächst nach der Straßenführung. Als Vorstufe erscheint Butzbach (Hessen), dessen nur dreiarmiges Kreuz auch als vereinfachte „Radialanlage" aufgefaßt werden kann. Der Plan von Dinkelsbühl zeigt vier Kreuzarme, von denen aber der vom Wörnitztor herführende stark verkürzt ist; die Hauptstraßen sind alle „Anger", und außerdem wird der schon geübte Leser einen ältesten rundlichen Stadtkern entdecken. In Fritzlar weicht der südliche Kreuzarm



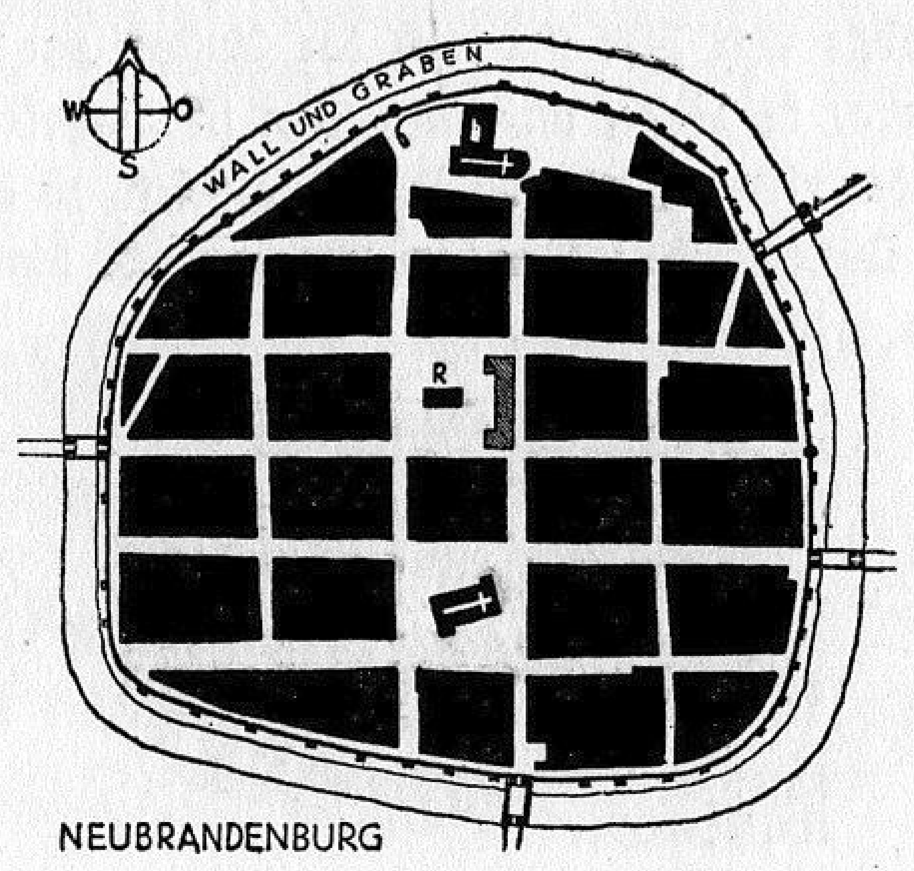


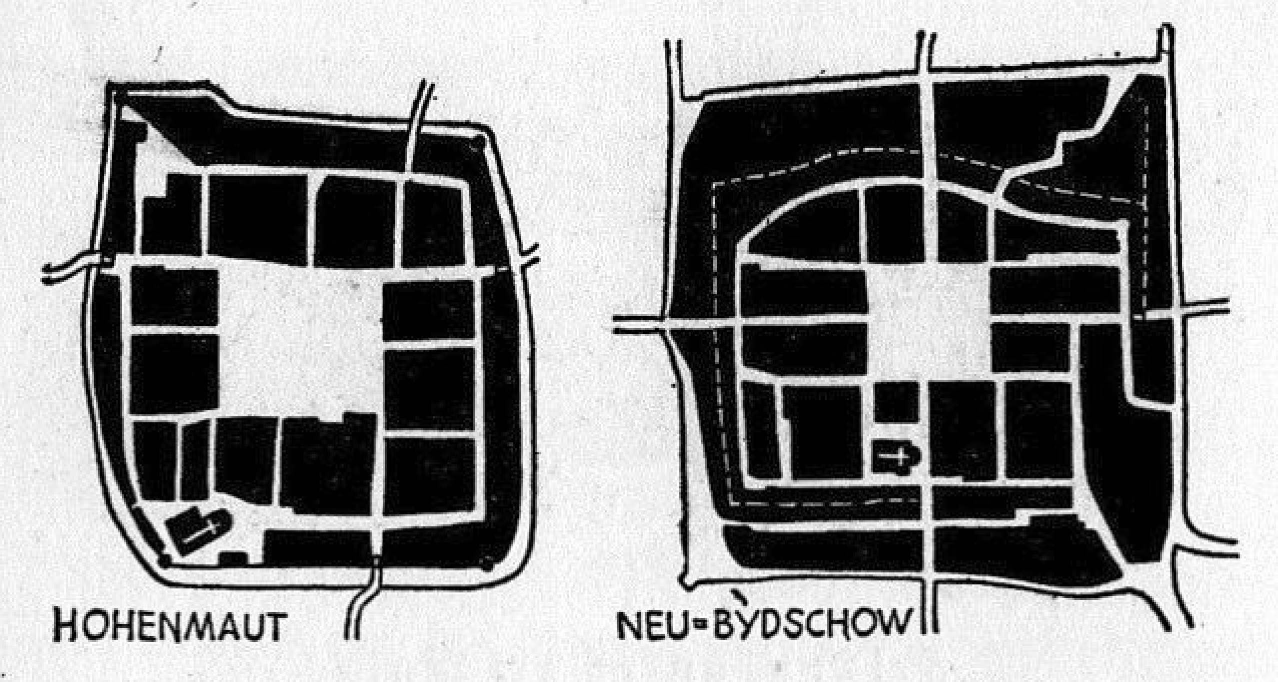
einer „Domfreiheit" aus, und zu den vier Haupttoren kommt eine Nebenpforte. Frickenhausen - in seiner Unberührtheit eins der reizvollsten Kleinstadtbilder (s. Seite 76) - hat schon verhältnismäßig straffe Straßenführung und statt der breiten Angerstraßen von Dinkelsbühl und Fritzlar einen viereckigen Marktplatz mit Rathaus und Kirche in Stadtmitte; das vierte Tor ist ein wenig verschoben. Die dem Main gleichlaufende Landstraße war hier sicherlich der Anstoß zur Stadtgründung; in vielen andern Fällen ist umgekehrt die Stadt der richtunggebende Punkt gewesen, zu dem die in der Nähe vorbeiführenden Straßen erst hingeführt wurden.





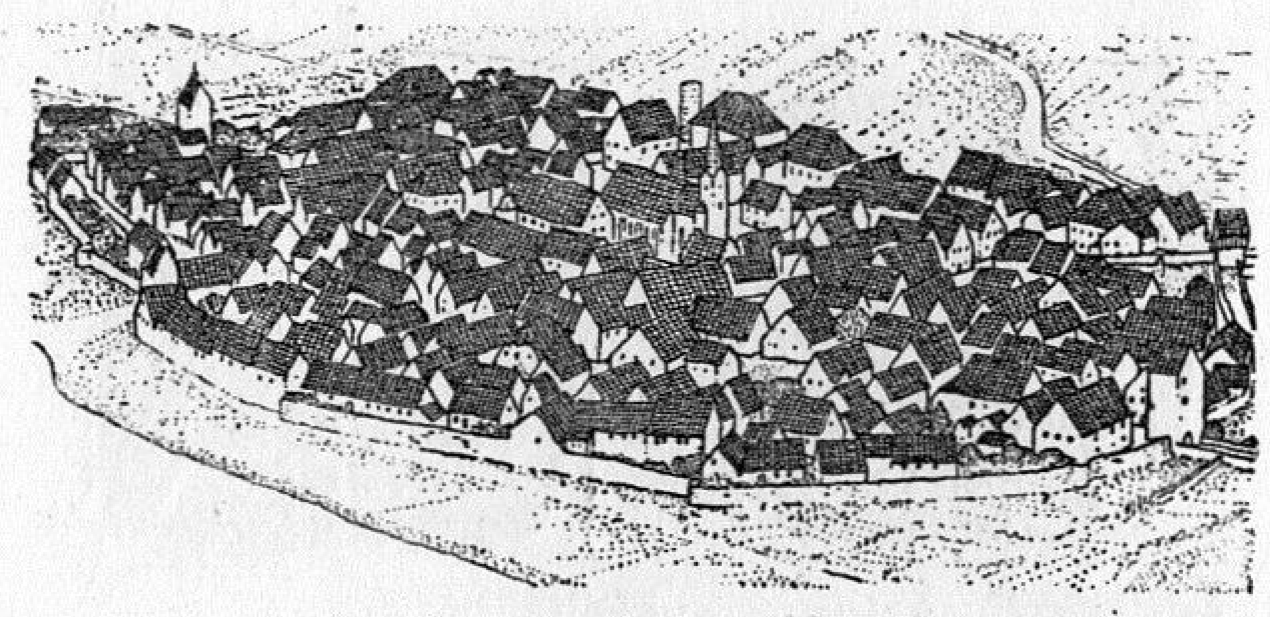
Schachbrettanlage. Die ersten deutschen Städte, bei denen an Stelle der mehr oder weniger willkürlichen Bebauung an mehr oder weniger geraden Straßen eine streng regelmäßige Aufteilung der Stadtfläche in rechteckige Baublöcke vorgenommen wurde, sind bald nach 1100 von den Zähringer Herzögen im heutigen Baden geschaffen worden. Auch bei Städten gibt es eine Abstammungslehre; es ist kein Zufall, daß der Neugründer Lübecks, Heinrich der Löwe, ein Schwiegersohn Konrads von Zähringen war und seine Siedler vom Rhein





und aus Westfalen schon Städte mit Einheitsbaublöcken und geraden Straßen kannten. Sehr bald hat dann neben dem Zwei= und Dreistraßenplan das Schachbrett=schema den ganzen Norden und Osten erobert und dar=über hinaus in Böhmen, Polen, Galizien, Ungarn und Siebenbürgen Schule gemacht (Budweis, Krakau, Lem=berg, Szegedin, Temesvar usw.).

Ein Musterbeispiel zähringischer Stadtgründung ist Villingen. Sein Rückgrat bildet ein Kreuz breiter Marktstraßen; ein besonderer Marktplatz ist also nicht vorhanden. In Lübeck gab es aber schon einen solchen aus dem Netz der Baublöcke ausgesparten Platz (S. 62/63), und in der Folge bleibt diese Aussparung die Regel. In Neubrandenburg gibt es drei freie Plätze: einen für den Markt mit Rathaus, einen für die Pfarr=kirche, einen für ein Kloster; dieselbe Stadt ist ein gutes Beispiel für die Beibehaltung des runden Stadtum=risses auch bei streng schachbrettmäßiger Aufteilung der Innenfläche. Der Markt ist meist sehr groß, sodaß das Rathaus in ihn hineingestellt werden kann; er wird dann zum „Ring", wie er aus vielen ostdeutschen Städten bekannt ist, z. B. aus Breslau.



Frickenhausen am Main

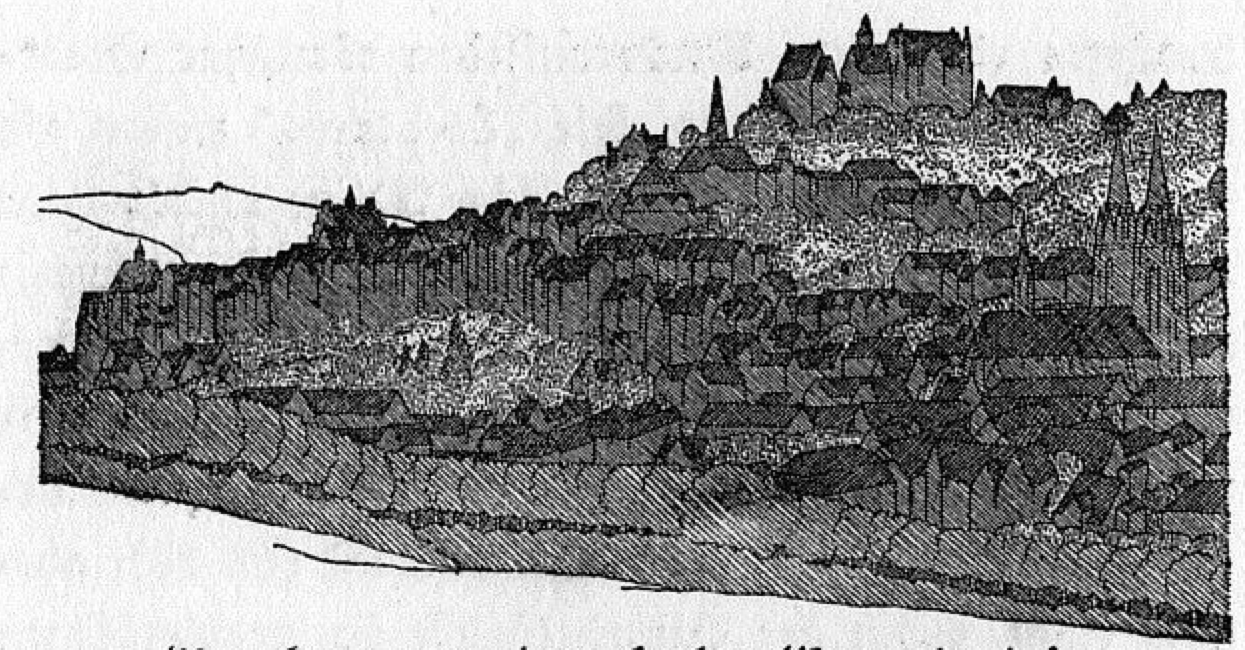
Die Erscheinung einer mittelalterlichen Zweistraßenstadt von der Art Jüterbogs zeigt das Umschlagbild dieses Buches. Wir ergänzen es hier durch ein Bild von Frickenhausen und stellen ihm eine Schachbrettstadt mit regelmäßigen Einheitsblöcken und Marktring gegenüber, verweisen aber auch rückwärts auf das Bild von Seite 62 (Lübeck). Das Blockschema verkörpert zunächst nichts als den Wunsch nach wirtschaftlich vernünftiger Ordnung des Stadtganzen, aber die Erscheinung vieler nord- und ostdeutscher Städte - an ihrer Spitze die „Königinnen" Lübeck und Danzig - lehrt nachdrücklich, daß Ordnung und rechnende Vernunft der schöpferischen Gestaltungskraft eine ebenso fruchtbare Grundlage geboten haben wie die unregelmäßigen Stadtpläne, bei denen es mehr auf geniales Erfassen und Gestalten stets wechselnder örtlicher Besonderheiten und Zufälle ankam.

Vergleicht man die Pläne von Villingen und Neubrandenburg rückschauend mit römischen Stadtplänen (S. 22/23 und 53), so ist die Möglichkeit nicht abzuweisen, daß im Blockschema der Gründungsstädte des 12. Jahr-

hunderts ein spätes Wiederaufleben römischer Stadtplanung vorliegen könne. Die „Locatores" waren als Kaufleute und auch als ritterliche Adlige weltkundige Leute, die namentlich die Lombardei und deren teilweise noch in römischer Art erhaltene Städte (z. B. Verona, Como, Pavia, auch Triest) wohl kennen konnten. Wir werden später noch eine stadtbauliche Besonderheit betrachten, die ebenfalls nach Süden weist (S. 88); aber auch dann, wenn der Grundgedanke der regelmäßigen Blockstadt lombardischen Anregungen entstammen sollte, hat der Norden doch in der weiteren Durchgestaltung sehr bald eigene Wege eingeschlagen, vor allem in der Bemessung der Einheitsgrundstücke.

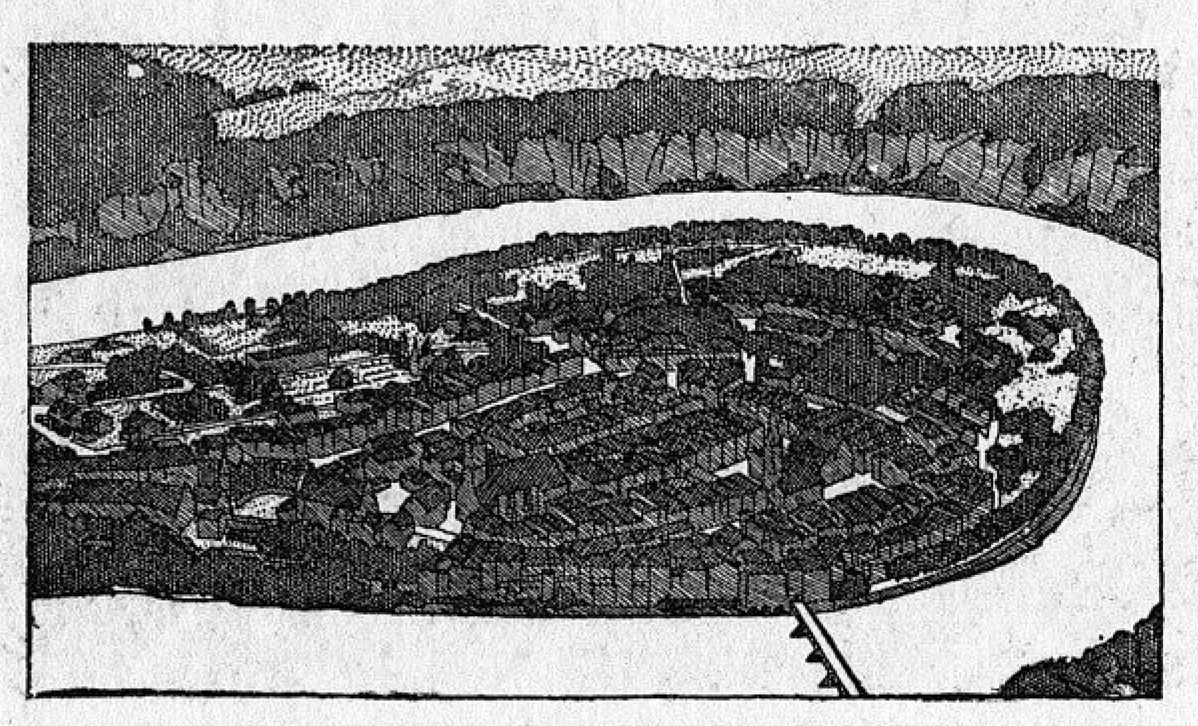


Mitte einer ostdeutschen Gründungsstadt, im Ausbau begriffen (Ende 14. Jh.)



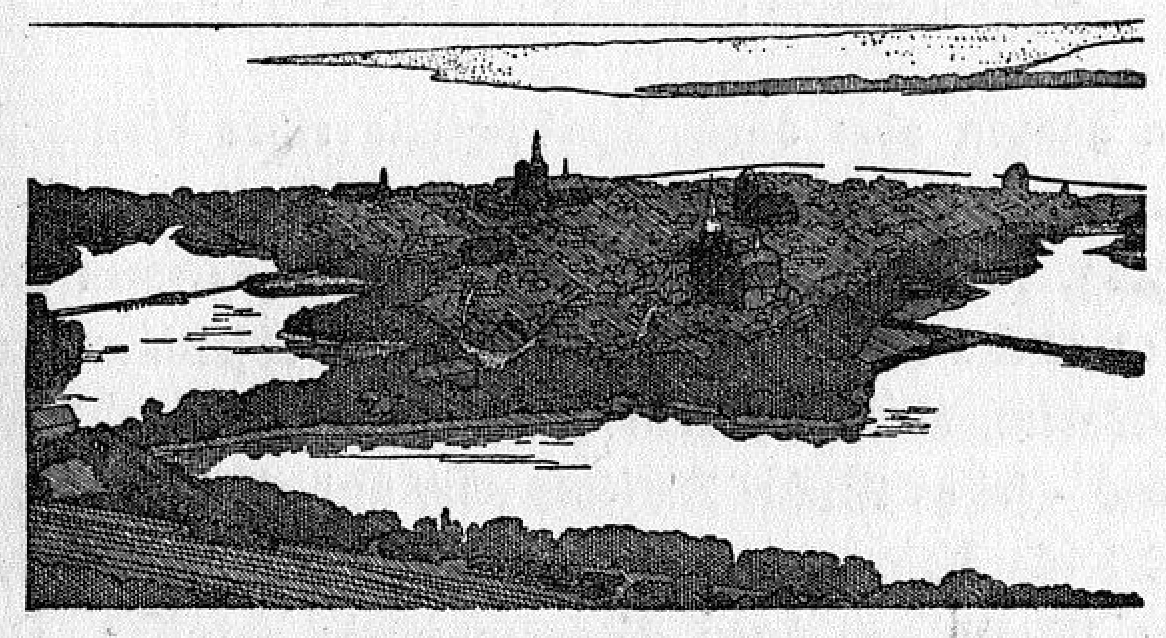
Marburg an der Lahn (Bergstadt)

Besondere Lage. Neben den Einteilungen nach Siedlungskernen (Römerstädte, Klöster, Burgen usw.) und nach der Art des Stadtplans gibt es noch eine Fülle von Städten, bei denen besondere örtliche Lage den Ausschlag für die Gesamterscheinung gibt. Wir greifen aus dieser Fülle drei besonders bezeichnende Beispiele heraus. Wirkliche Bergstädte sind in Nordeuropa (im Gegensatz zu den Mittelmeerländern) selten, doch rückte man gern die Stadtmauer bis an den Rand eines Steil-



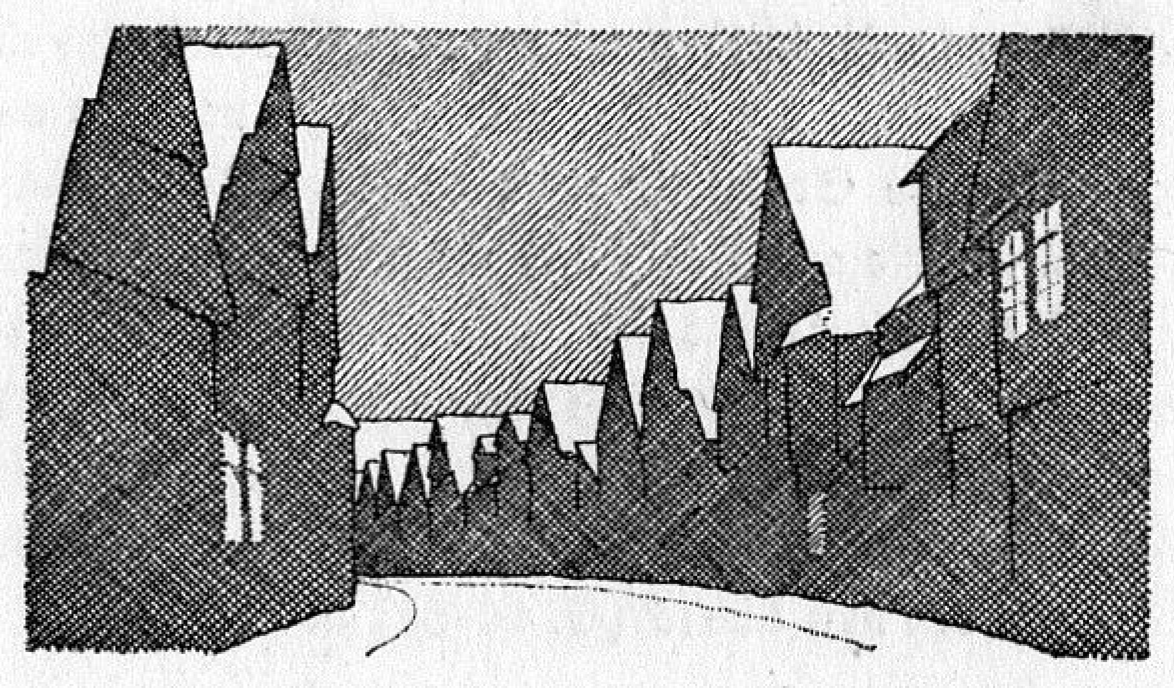
Wasserburg am Inn (Talstadt in der Flußschleife)

hangs vor (z. B. in Rothenburg o. d. Tauber). Im allgemeinen wurde die Talsohle bevorzugt, von der aus dann einzelne Stadtteile etwa zu einer Burg hinansteigen. Städte auf Inseln und Flachhügeln im Wiesenland sind in Nord- und Ostdeutschland häufig und vielleicht slawische Erbschaft. In engen Flußtälern bildeten sich, wie bei den Dörfern, zuweilen bandartig gestreckte Stadtgebilde aus. An Wasserburg ist die Ähnlichkeit der Lage mit der von Lübeck (S. 60-63) zu beachten.



Stralsund (Inselstadt)

Straße und Platz. Das deutlichste Kennzeichen mittelalterlicher Straßen und Plätze ist ihre räumliche Wirkung und Geschlossenheit. Die Straße ist nicht bloß ein Weg, der irgendwohin führt, sondern ein Raum mit Hausfronten als Wänden und dem Himmel als Decke. Wenn uns auch wohl nirgends mehr eine ganze Straße im mittelalterlichen Bestand erhalten ist, so können wir doch unter den späteren Bauformen sehr gut folgende Grundsätze mittelalterlicher Stadtgestaltung erkennen: Die Straßen werden gern im Bogen geführt, entweder



Celle, Schuhstraße mit Giebelhäusern

im ganzen oder durch Ausbuchtung einer Seite; sie enden nie im Leeren, sondern haben immer einen Abschluß, zuletzt an den Stadtmauern mit Türmen und Toren. Die Kirche steht fast regelmäßig abseits auf besonderem, verkehrsfreiem Platz. Kein einzelnes Bauwerk - sei es Kirche, Rathaus oder nur ein Brunnen - wird als Zielpunkt in Platzmitte gestellt, und nie wird der Marktraum durch Straßenverkehr zerrissen. Die

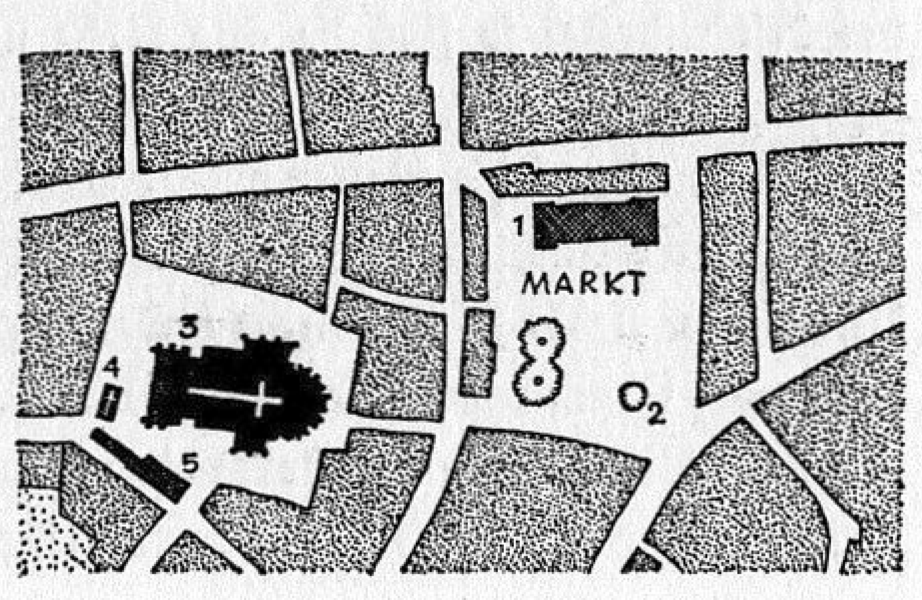


Hildesheim, Traufseitige Häuser am Neuen Markt



Steile Straße in Wimpfen am Berg

Bürgerhäuser sind selten mehr als drei Vollgeschosse hoch und untereinander in Form und Baustoff - zuerst Holz oder Fachwerk, später Stein und zuweilen beides durcheinander - zwar ähnlich, aber fast nie ganz gleich. Dennoch halten sie gewissermaßen „gleichen Tritt", und auch Gelände- und Bauplatzschwierigkeiten werden mit unnachahmlichem Geschick und Takt gemeistert, ohne den Maßstab zu verletzen. Die öffentlichen Bauten aber, voran die Kirchen, haben ihren eigenen Maßstab und



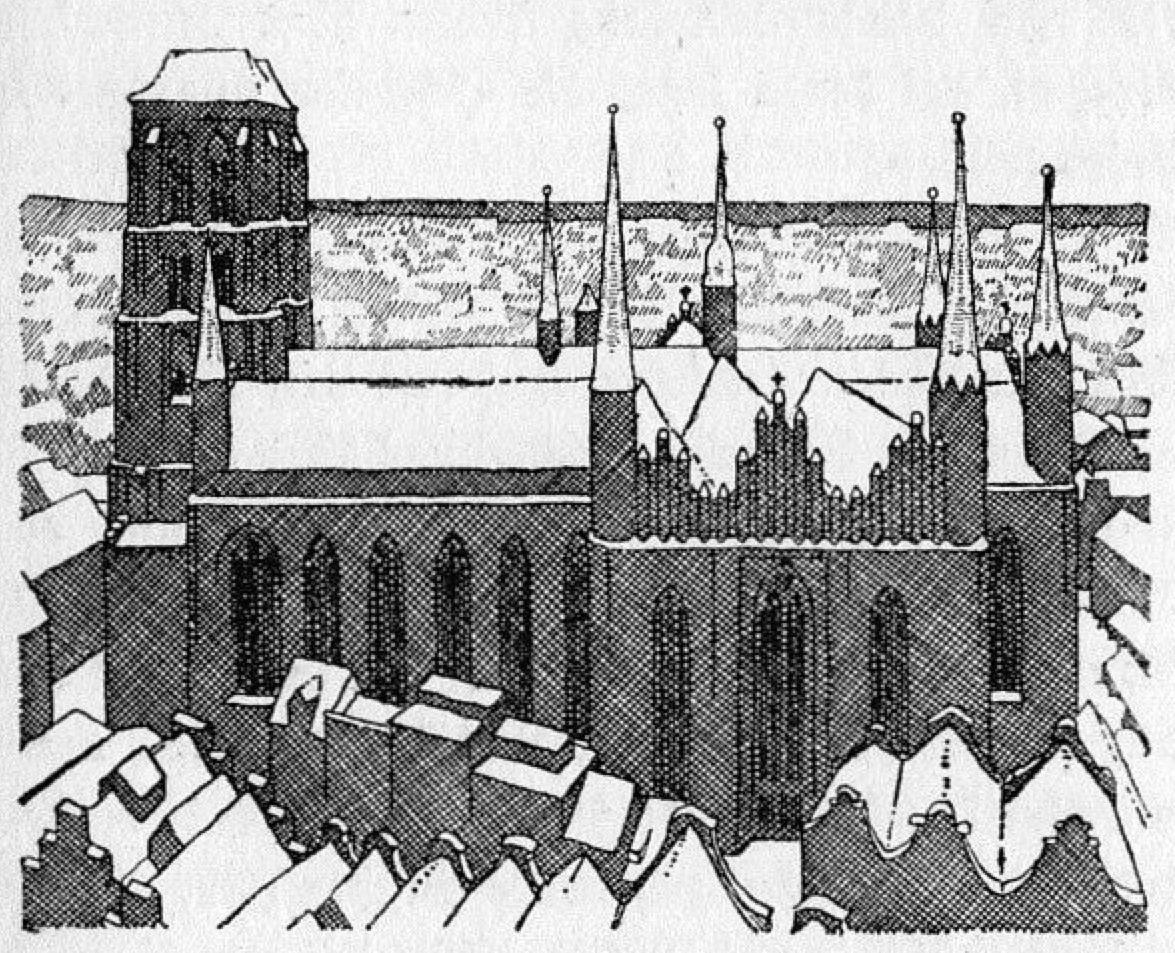
Wismar, Ausschnitt aus dem Stadtplan
1 Rathaus, 2 Wasserkunst, 3 Marienkirche, 4 Kapelle, 5 Alte Schule



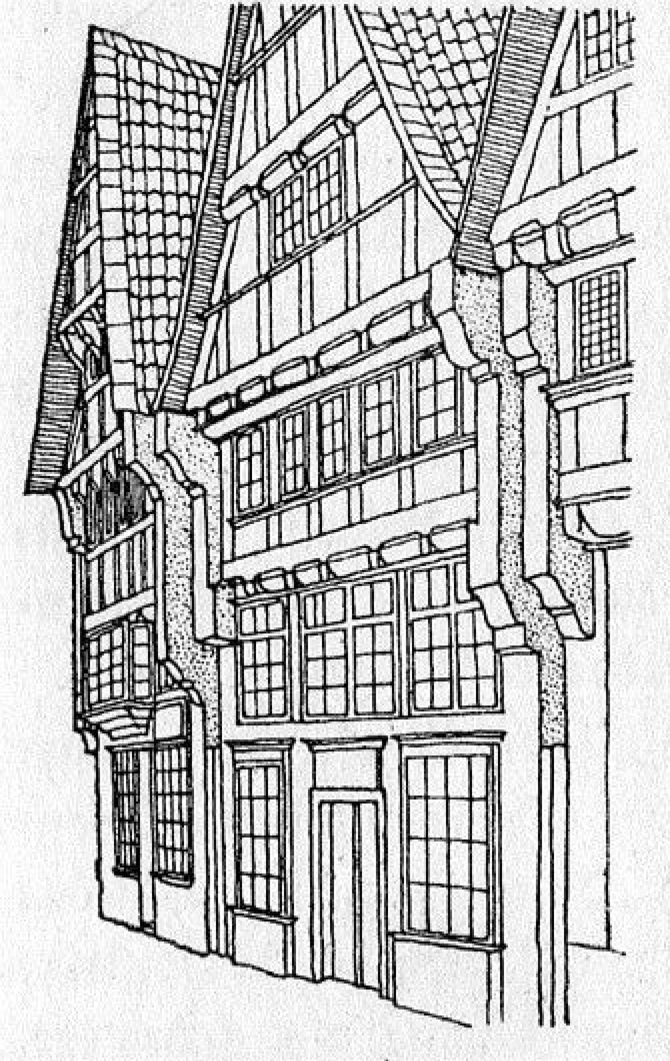
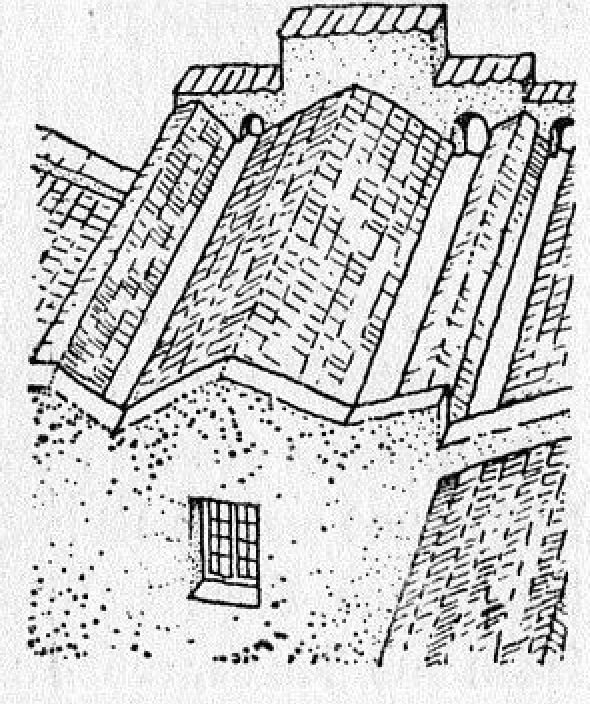
Landshut/Bayern,
Hauptstraße und Martinskirche

erheben sich besonders in der Gotik mehr und mehr bis ins Riesenhafte; so sind sie aus Nähe und Ferne stets irgendwie sichtbar und gegenwärtig. Unsere Bilder und ein Rückblick auf die Seiten 53-77 werden die Einhaltung dieser Grundsätze erkennen lassen. Und endlich: das Mittelalter liebte seine Türme leidenschaftlich, zuweilen ohne nach ihrem praktischen Zweck und Wert zu fragen, wie noch die von Türmen starrenden Stadtansichten der Kupferstecher des 17. Jahrhunderts zeigen.

Öffentliche Baupflege. Die Stadtobrigkeit als Baupolizei sorgte zunächst für die Einhaltung der „Bauflucht" an den Straßen, indem sie - nicht immer mit dauerndem Erfolg - willkürliche Vorbauten und bei Fachwerkhäusern allzuweite „Überhänge", d. h. Vorsprünge der oberen Geschosse verbot. Außerdem regelte sie schon früh bis zu einem gewissen Grad die Überbauung der Hofflächen und wahrte die nachbarlichen Belange durch Festlegung von Traufrechten, durch Verbot von Abtrittanlagen und Jauchegruben an der Nachbargrenze u. a. m. Die Beschaffenheit der öffentlichen Straßen war immer sehr unterschiedlich; von jeher wird man zwischen besonders sauberen Städten und „Drecknestern" unterschieden haben. Lübeck hatte z. B. von Anfang an Bürgersteige aus Holzbohlen und Knüppeldämme als Fahrwege, schon um 1350 aber waren dort alle wichtigeren Straßen



Danzig, Marienkirche über den Dächern der Stadt

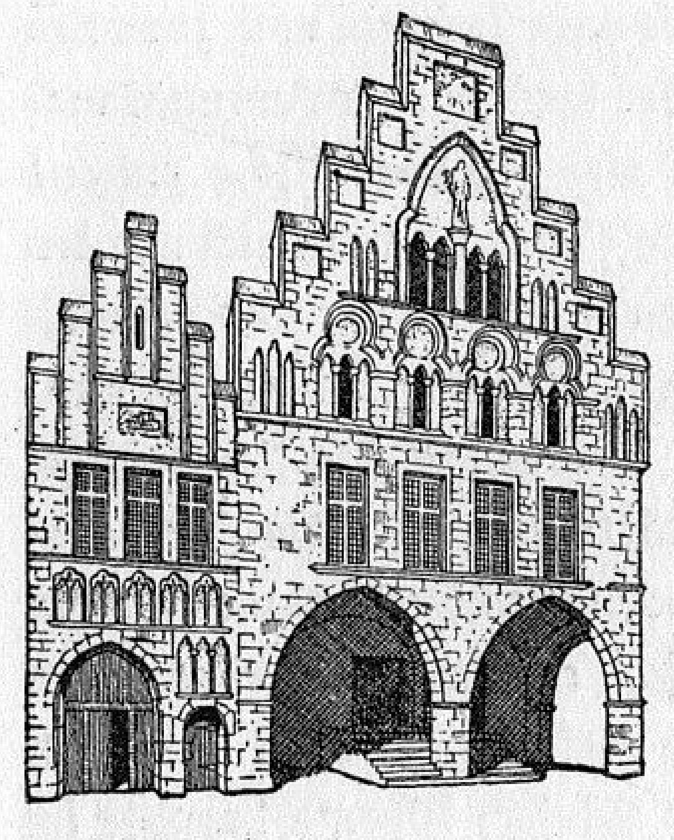



links: Brandmauern an Fachwerkhäusern in Osnabrück
rechts: Grabendach aus Burghausen am Inn

mit Granitkopfsteinen gepflastert; dagegen hört man sonst noch jahrhundertelang Klagen über „grundlose" Straßen, auf denen sogar die Schweine ungestört ihr Wesen trieben.

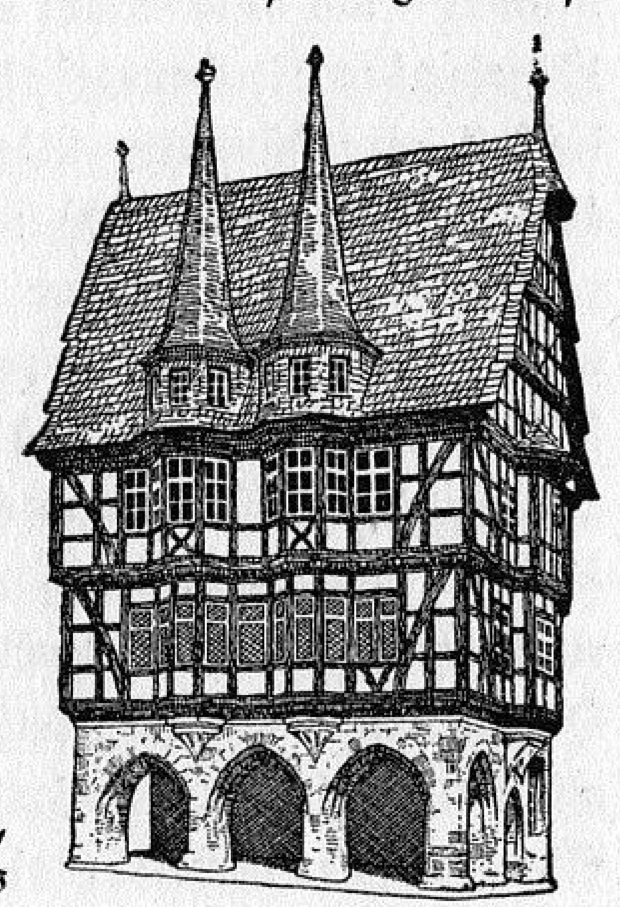
Für die Wasserversorgung war durchweg jedermann auf den eigenen Brunnen oder auch einfach auf den nächsten Fluß oder Bach angewiesen; nach und nach aber wurden auch öffentliche Brunnen errichtet und schon im 14. Jahrhundert auch sogen. „Wasserkünste", d. h. Hebe- oder Schöpfwerke und hölzerne Rohrleitungen (Teichel oder Pipen genannt), die freilich meist nur begrenzten Umfang hatten. Für die Abführung der Abwässer wurde entweder überhaupt nicht gesorgt oder durch öffentliche, meist mit Holzbohlen zugedeckte Gräben (Abzucht, Ehgraben); in Süd- und Westdeutschland waren dies – soweit die örtliche Lage es zuließ – häufig raschfließende

Bäche in Straßenmitte, wie man sie heute noch zuweilen vorfindet, also Vorläufer der heutigen „Schwemmkanalisation". Im allgemeinen war der hygienische Zustand der mittelalterlichen Städte - auch im Vergleich mit den römischen Provinzialstädten - sehr schlecht und zeitweilig geradezu gefährlich, was die immer von neuem ausbrechenden „Pestilenzen" grauenhaft deutlich zeigten. Die größte Sorge der Städte war aber die Feuersgefahr. In den Holz- und Fachwerkstädten nahmen einmal ausgekommene Brände fast regelmäßig verheerenden Umfang an: in Straßburg verbrannten 1298 über 350, in Erfurt 1397 über 1000 Häuser; Worms brannte im 13. Jahrhundert siebenmal ab, wobei einmal die Hälfte aller Häuser und alle Kirchen untergingen. Die Löschwerkzeuge - Haken, Leitern und Ledereimer - waren völlig unzulänglich (Handspritzen wurden im 15., fahrbare Druckspritzen erst im 17. Jahrhundert erfunden). Man suchte daher den Holz- und Fachwerkbau zu unterdrücken - als erste Stadt erließ Breslau 1272 ein dahingehendes Neubauverbot - oder doch seine Gefährlichkeit einzudämmen, indem man Abstände zwischen den Häusern (Bauwich) und steinerne Brandmauern vorschrieb. Unsere Bilder zeigen links die wegen der vorkragenden Stockwerke recht umständliche Ausbildung solcher Brandmauern und rechts eine beachtenswerte Lösung, die im Inn- und Salzachgebiet durch die dort üblichen schwachgeneigten Holzschindeldächer hervorgerufen wurde: das „versenkte Grabendach", bei dem die Dachflächen rings von Mauern umgeben sind und dessen allgemeine Anwendung jenen Städten sehr eigenartige Straßenbilder verleiht (vgl. Bild, Seite 78).

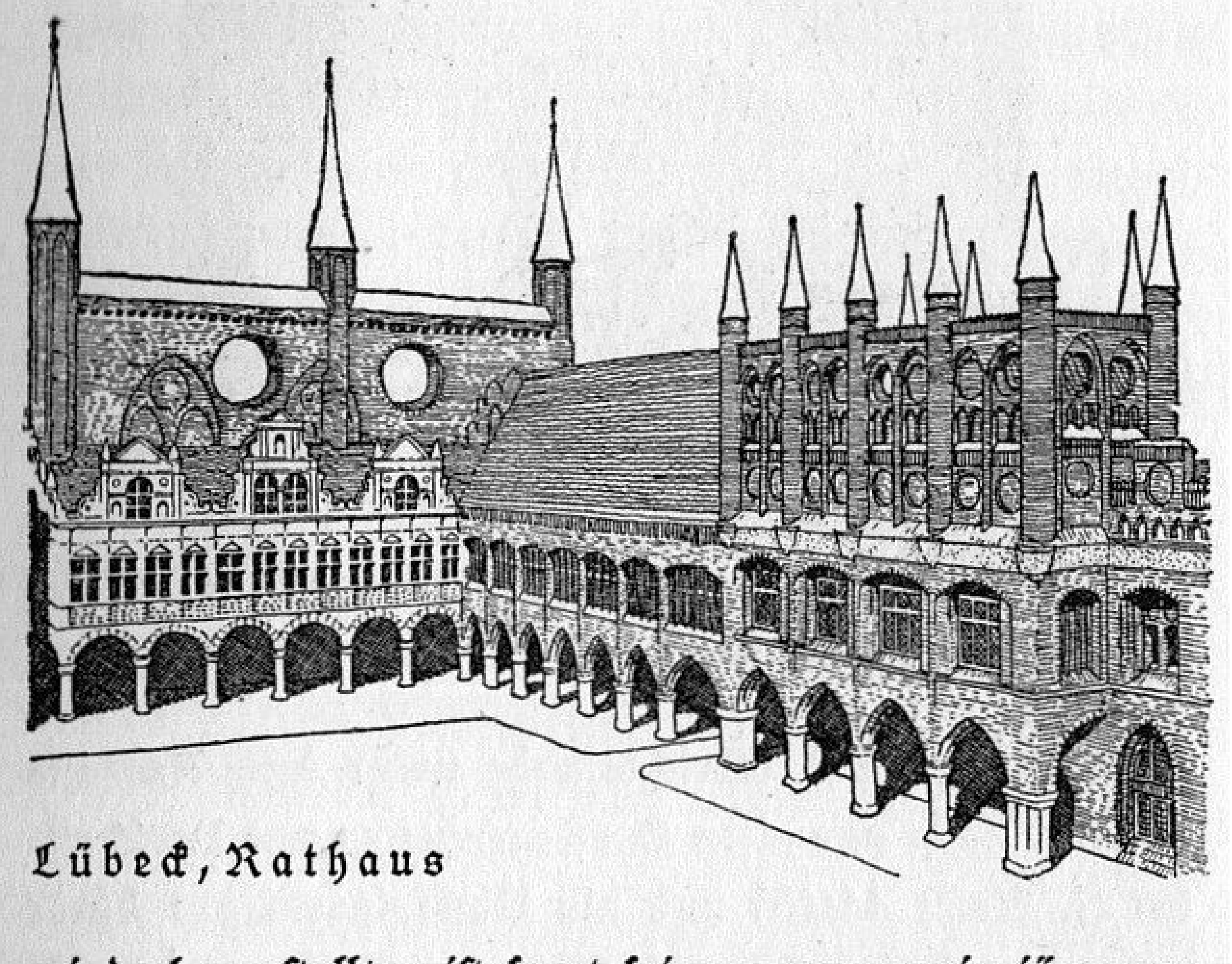


Dortmund,
Altes Rathaus

Rathäuser. Das mittelalterliche Rathaus hatte ursprünglich wohl immer eine offene, als Gerichtsstätte dienende Erdgeschoßhalle (Laube) und darüber einen großen ungeteilten Ratssaal; erst später wurden die Lauben meist zugemauert und die Großräume unterteilt. Das alte Dortmunder Rathaus von 1240 – in verständiger Weise

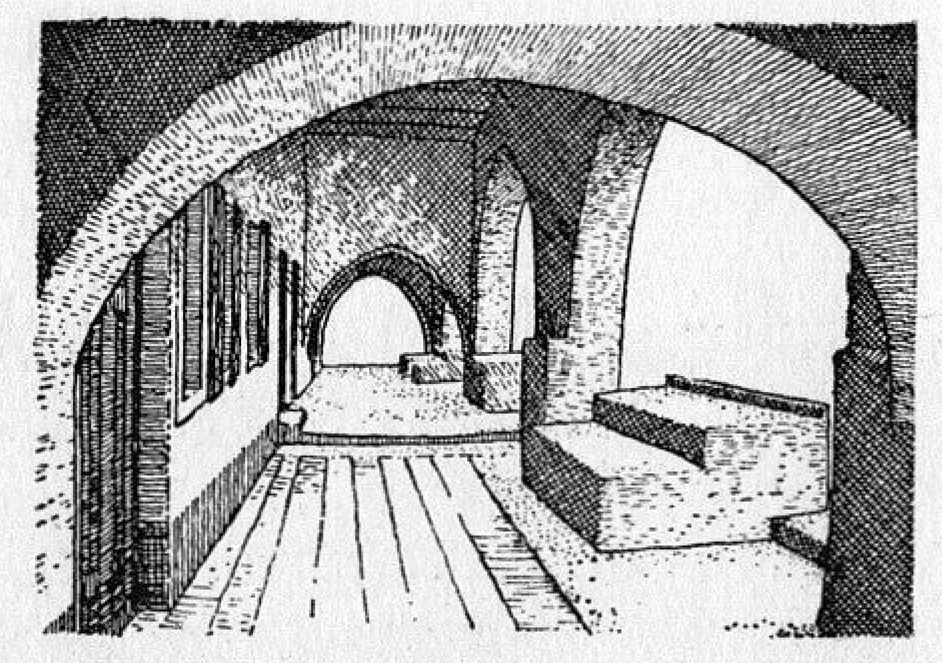


Alsfeld i. Hessen,
Rathaus



Lübeck, Rathaus

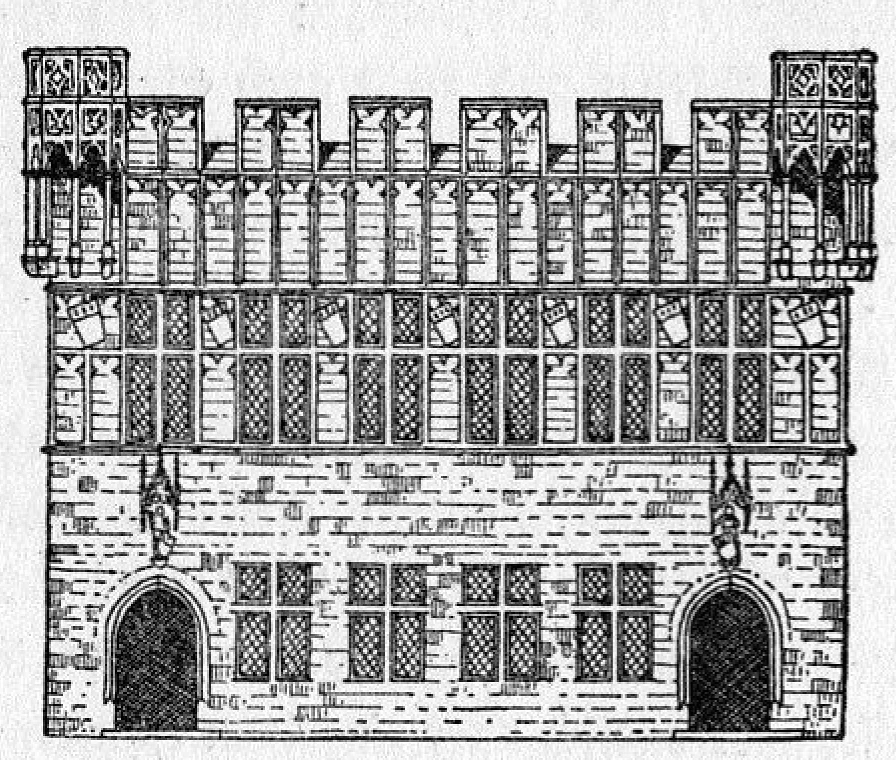
wiederhergestellt – ist samt seinem nur wenig jüngeren Anbau bezeichnend für diese Anlageart, die in den größeren gotischen Beispielen von Minden, Molsheim, Tangermünde usw. wiederkehrt. In Fachwerksgestalt ist sie in Mitteldeutschland heimisch (Alsfeld, Oberlahnstein, Michelstadt i. Odenwald). Ein anderer, schlichterer Typ hat ein erhöhtes Hauptgeschoß, zu dem zuweilen eine Freitreppe emporführt (Heilbronn, Waldsee, Lindau, Nördlingen, Ochsenfurt, Dettelbach und ganz bescheiden Frickenhausen). In Lübeck sind – und sehr ähnlich in Stralsund – drei ältere Saalbauten zum Rathaus vereinigt (vgl. Bild, Seite 62) und dann durch Anbauten erweitert worden; eine riesige Schauwand mit Türmchen und eigenartigen runden „Windlöchern" verdeckt die drei alten Giebel. Überhaupt erhebt sich das Rathaus möglichst über die Bürgerhäuser – wie auch die Kirche – und schmückt sich gern mit Erkern und Türmen.



Lindau im Bodensee, Brotlauben

Laubengänge. Die Gerichtslaube unter dem Rathaus entstand sicher aus alten Gepflogenheiten und Vorschriften (s. Seite 44/45) und als Nachfolgerin der Linde unter dem freien Himmel. Aber die Laubengänge, die ganze Plätze umziehen und lange Straßen begleiten, haben vermutlich andere Ursprünge. Daß sie in Schlesien und bis nach Sachsen hinein gehäuft vorkommen, ist mit dem weiter nördlichen Auftreten von Hausvorlauben (vgl. Bild, Seite 35) am Bauernhaus in Zusammenhang gebracht worden. Anderseits zieht sich ein weiteres Verbreitungsgebiet von der Donau südwärts bis in die Lombardei, und hier ist die Annahme einer Herkunft aus dem Mittelmeerraum - wo die „Porticus" schon in vorchristlicher Zeit gang und gäbe war - mit guten Gründen gestützt. Von den Stadthäusern des römischen Trier kennen wir genauer nur eins, und dieses eine hat straßenseitig eine durchlaufende Laube. Wie dem auch sei: der Laubengang erfüllt im Norden wie im Süden gleich vortrefflich seinen Zweck als gegen Sonne, Wind und Regen geschützte „Kaufstraße".

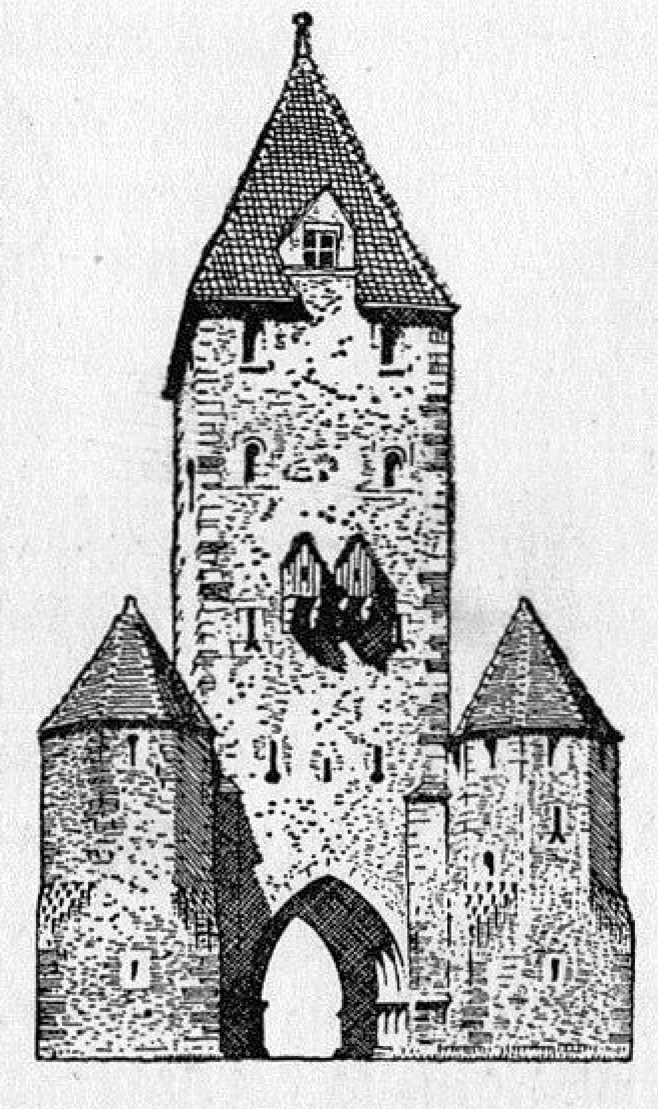
Andere öffentliche Bauten. Die Fülle von Bauten, die in größeren Städten für Handel und Gewerbe, kulturelle und soziale Zwecke geschaffen wurden, kann hier nur angedeutet werden. Je nach den örtlichen Besonderheiten spielten die Tuch-, die Fischhallen, die Salzspeicher und Kelterhäuser eine Rolle, aber auch die kleineren Städte besaßen mindestens ihren Kornspeicher (Schranne). Das vielen Städten zustehende „Stapelrecht", demzufolge alle oder bestimmte Durchfuhrwaren einige Tage lang in der Stadt zum Verkauf gestellt werden mußten, machte weitere Hallenbauten nötig (Mauthalle, Kaufhaus). Auch die Zunft- und Gildehäuser müssen als öffentliche Bauten gelten. Festlichkeiten dienten eigene Tanz- oder Hochzeitshäuser, den Kranken und Alten die Spitäler und Siechenhäuser. Vor den Toren lagen: das „Gutleuthaus" für ansteckende Kranke, der Galgenberg und meistens auch die Stadtmühle. Der Friedhof mit dem Beinhaus (Kerner) dagegen lag in der Regel innerhalb der Mauern.



Köln, Das Kauf- und Tanzhaus „Gürzenich"

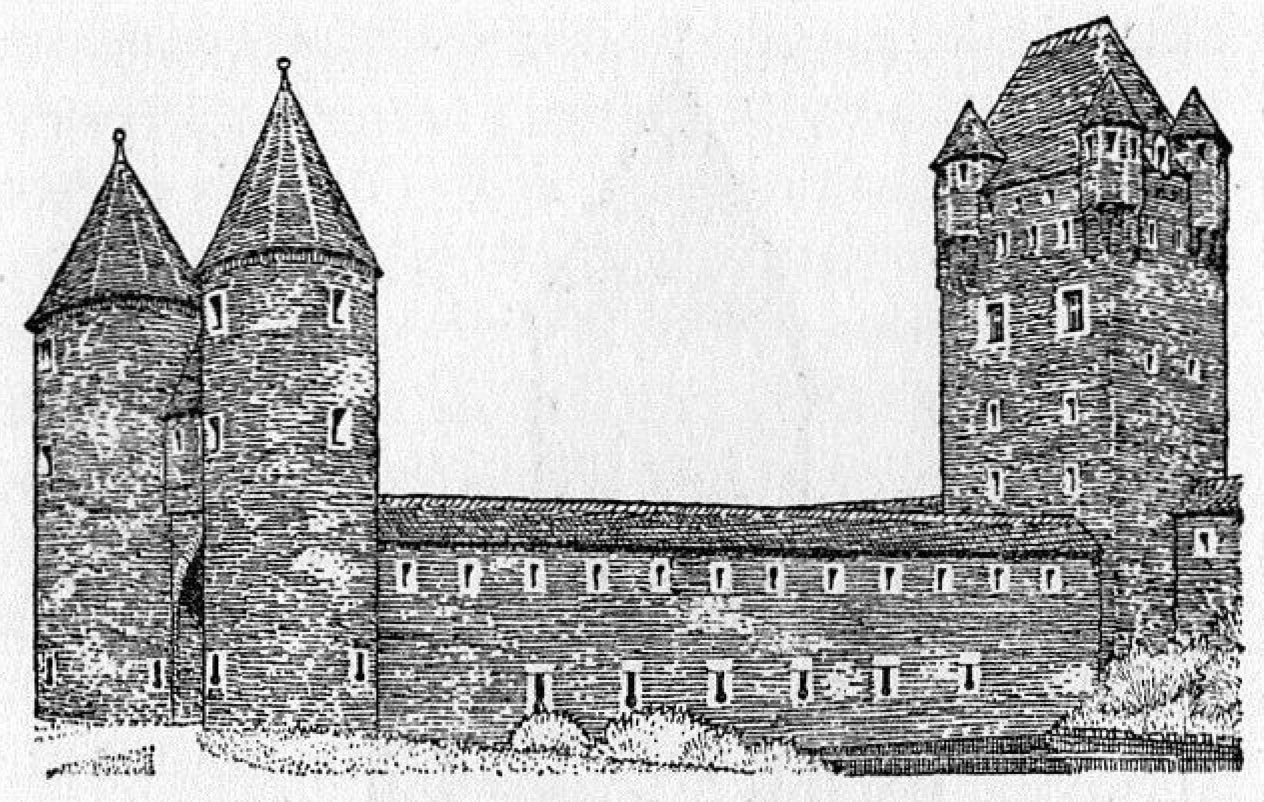
Raumordnung. Der in diesem modernen Wort liegende Gedanke, bestimmten Zwecken auch bestimmte räumliche Gebiete zuzuteilen, ist in der alten Stadt schon vorgezeichnet. Um den Marktplatz stehen selbstverständlich die wichtigen Gebäude für Rechtsprechung und Verwaltung, ihm nahe die für den Verkehr mit Lebensmitteln bestimmten Anlagen: die „Metzig" und die Fleisch- und Brotbänke, dann auch die Krambuden und der Ratskeller. Für besondere Erzeugnisse wurden gern besondere Marktplätze freigehalten (s. Seite 69), und an Fluß- oder Seehäfen entstanden Speicherviertel.

Die Kirche mit Friedhof und Pfarre hat – wie wir sahen – meist ihren eigenen Raum für sich; die Klöster suchten möglichst die stillen Plätze an der Stadtmauer zu bekommen. Eine besondere Auslegung von Wohnvierteln kannte das Mittelalter höchstens insofern, als die „kleinen" Leute in die äußeren Bezirke, bald auch in die noch freien Flächen der innenstädtischen Baublöcke gedrängt wurden, denn im übrigen hatten Kaufleute und Handwerker ihre Wohnungen mit den Geschäftsräumen, Werkstätten und meist auch Speichern unter einem Dach beisammen. Dagegen hat sich schon früh eine Scheidung nach einzelnen Gewerbszweigen ausgebildet, woraus die Schmied-, Lederer-, Hafner- und Holzgassen, die Wollzeilen und Färbergräben und viele ähnliche Bezeichnungen entstanden. Andere Straßen hießen nach besonderen Eigentümlichkeiten: Grünangergasse, Im Vogelsang, Steinweg, Am Sand, oder nach Anwohnern: Ritter-, Junker-, Pfaffen-, Tönges- (d. h. Antoniter)gasse, oder endlich nach einzelnen Häusern: Goldhutgasse, Hinter dem Lämmchen, Badgasse, Goliathgasse.



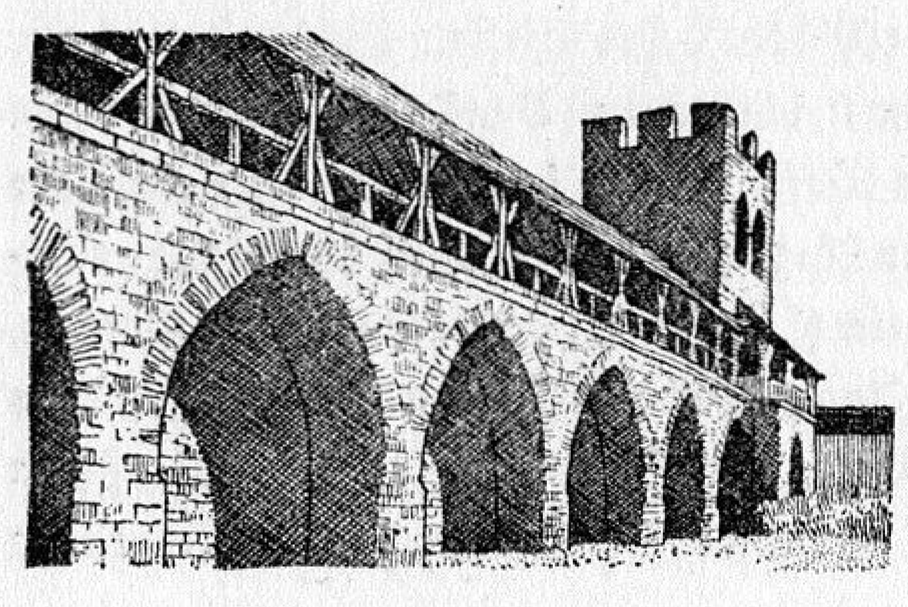
Regensburg,
Das Ostentor

Stadtbefestigung. Die Anerkennung als Stadt war von dem Vorhandensein einer Befestigung abhängig; diese entsprach durchaus der Hauptkampfart des Mittelalters, dem Nahkampf. Zwar hört man gelegentlich von Maschinen, die schwere Steine schleudern konnten (bestenfalls 100 Meter weit), aber sie waren wohl ebenso selten wie die aus der antiken Belagerungstechnik übernommenen Mauerbrecher (Widder). Die ältesten Städte hatten nur Doppelwälle mit hölzernen Brustwehren und einen möglichst tiefen Wassergraben dazwischen. Nur die Tore als gefährlichste Angriffspunkte waren schon früh regelmäßig aus Stein (s. Plan S. 70). Nächst dem Graben, der jede rasche Annäherung verhinderte, war wenigstens bis zum Aufkommen der Pulverwaffen – auf deutschem Boden zuerst bei einer Belagerung von Meersburg



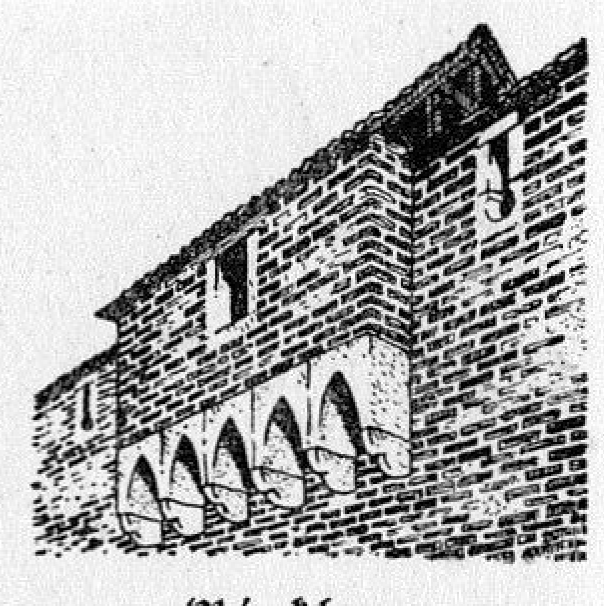
Jülich, Klever Tor (teilweise ergänzt)

1334 erwähnt - eine einigermaßen hohe und dicke Mauer ausreichend. Eine Verordnung Konrads IV. († 1254) verlangt dafür mindestens 18 Fuß Höhe und 4 Fuß Dicke (rd. 5,80 bzw. 1,30 Meter), ein sehr bescheidenes Maß, das nicht einmal eine feste Brustwehr auf der Mauerkrone gestattet haben kann. In der Regel lief hier aber ein gedeckter „Wehrgang" unter einem Schutzdach hin, und in bestimmten Abständen erhoben sich nach außen vorspringende Türme, die die Mauer wirksam überhöhten und die Bestreichung des Mauerfußes gestatteten.



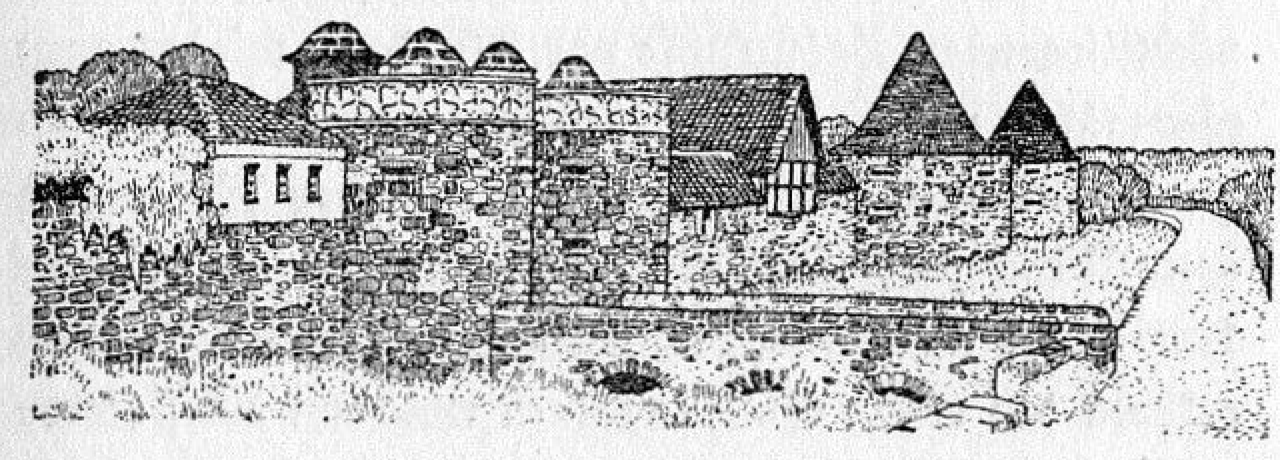
Worms, Stadtmauer m. Wehrgang

Demselben Zweck dienten in einfacherer Weise kleine auf Kragsteinen vorspringende „Wiekhäuser". Mit dem Aufkommen der Pulverwaffen wurden die Türme immer dicker, so daß man in und auf ihnen auch zur Abwehr Feuergeschütze aufstellen konnte.

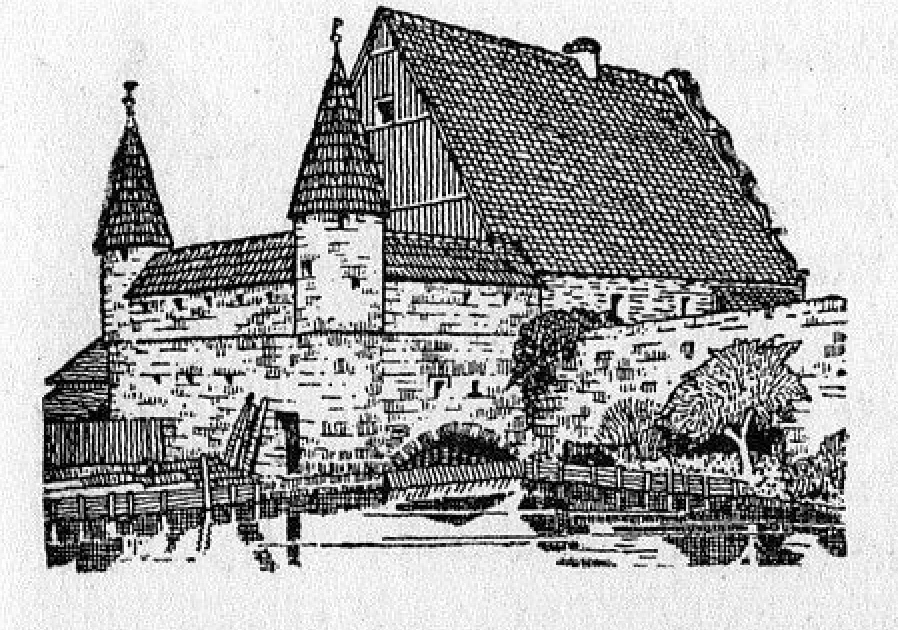


Wiekhaus

Der gefährdetste Punkt des Mauerrings blieb immer das Tor. Ursprünglich nur als Durchlaß in einem Turm gestaltet und von oben durch einen Gußerker gedeckt, entwickelte es sich über mancherlei Zwischenstufen zur Torburg mit Vortor, Torhof und Haupttor. Verhältnismäßig selten ist bei uns das von zwei Türmen „flankierte" Tor; das schönste von ihnen ist das Holstentor in Lübeck. Besonders gefährdet war ferner der Eintritt von Wasserläufen in die Stadt; solche „Einlässe" wurden mit Fallgattern ausgestattet und wie Tore befestigt, wie dies die Stadtmühle in Dinkelsbühl vor dem Nördlinger Tor beispielsmäßig zeigt (Bild S. 94).



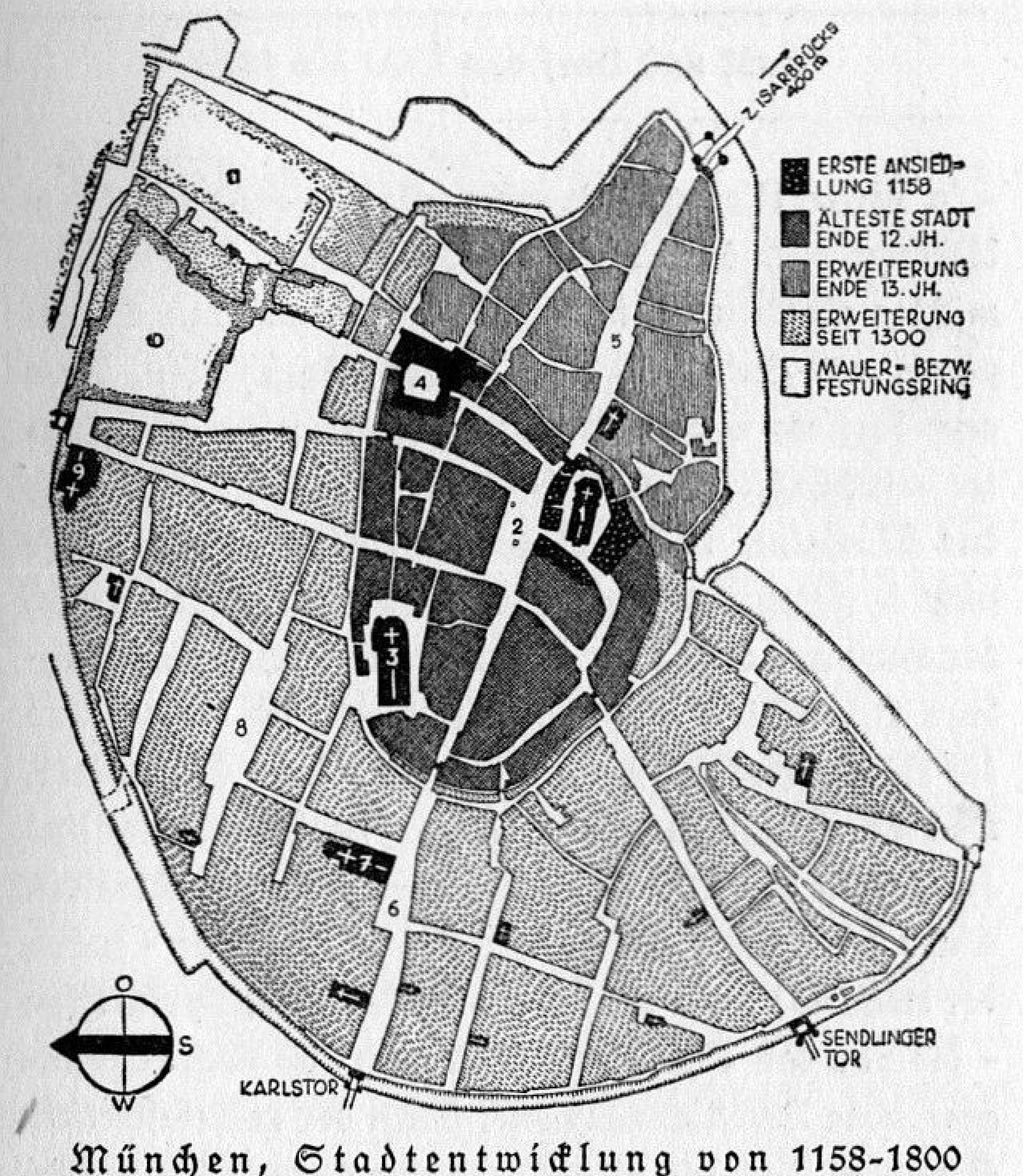
Stadtmauer mit Geschütztürmen in Büdingen (Oberhessen)



Dinkelsbühl, befestigte Stadtmühle

Stadterweiterung. Wenn viele der teilweise voreiligen Stadtgründungen ihre Urheber enttäuschten, so hatten andere schon bald den Raum im Mauerring gefüllt und mußten erweitert werden. Das Mittelalter hat keineswegs die Enge und Überfüllung geschätzt oder gar gesucht; diese entstand vielmehr erst, seitdem an Stelle einfacher Mauern und Gräben mächtige Erdwerke errichtet wurden, die aus vielen Gründen eine Erweiterung erschwerten oder völlig unmöglich machten. Die mittelalterliche Erweiterung war nicht entfernt so kostspielig; die alten Mauern blieben als Hofmauern neuer Häuser erhalten, und gern ließ man auch die alten Tortürme im Zuge der neuen Straßen bestehen.

Die Erweiterung ging oft sehr willkürlich an Hand der nächstliegenden Bedürfnisse vor sich, dann wieder ganz planmäßig wie z. B. in Nördlingen (s. S. 69). Eins unter vielen ähnlichen Beispielen gibt der Werdegang von München, den unser Plan nach dem Bestand von 1806 durch verschiedene Schraffuren verdeutlicht. Man erkennt den ersten Siedlungskern rund um die Peterskirche, den runden Umriß und das einfache Straßenkreuz der ältesten Stadt; dann sieht man, wie ein neuer Stadt-

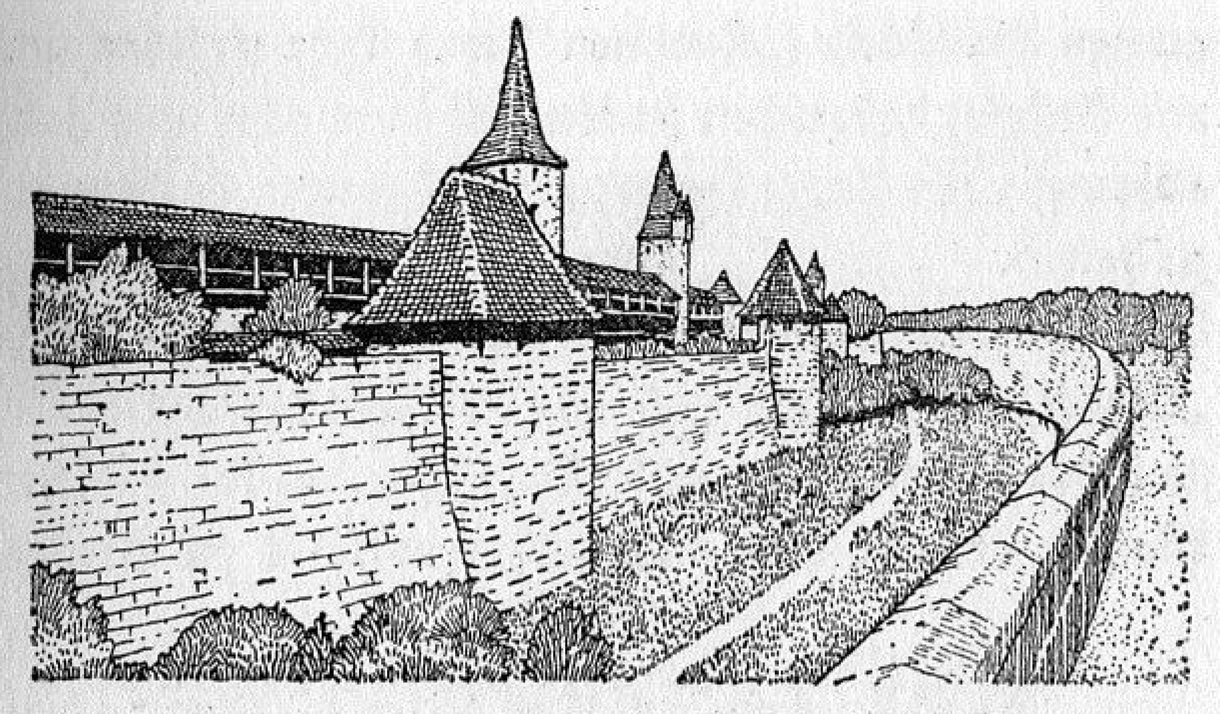


München, Stadtentwicklung von 1158-1800

1. Peterskirche, 2. Marienplatz, 3. Frauenkirche, 4. Alter Hof (Burg), 5. Das Tal, 6. Neuhauser Straße, 7. St. Michaelskirche, 8. frühere Salzstadel (jetzt Ritter von Epp-Platz), 9. Theatinerkirche, 10. Residenz, 11. früher Zeughaus und Kasernen

teil mit breiter Angerstraße („Tal") gegen Osten der etwa 1 Kilometer entfernten Isarbrücke zustrebt und wie endlich das so entstandene Oval wieder zum Dreiviertelkreis gerundet wird, wobei die „Neuhauser Straße" wiederum Angerform erhält und drei der ältesten Tortürme erhalten bleiben.

Die große Mehrzahl deutscher Städte entstammt dem Mittelalter, und für viele von ihnen war auch die flächenmäßige Entfaltung, d. h. die Ausbildung des Stadtplans, am Ende des Mittelalters abgeschlossen. Aber auch dort, wo weder Kriege noch anderweitig verursachter wirtschaftlicher Stillstand hemmend wirkten, ging das Wachstum in der Regel nicht flächenmäßig - also nicht in Form von Stadterweiterungen -, sondern nach der Höhe und Dichte der Bebauung vor sich. Jede bebaubare Grundfläche wurde nun auch wirklich bebaut, und die Häuser hatten oft vier, fünf und sechs Stockwerke. Das Straßenprofil wurde dadurch stark eingeengt und der Zutritt von Luft und Licht immer mehr geschmälert. Einer der Hauptgründe dieser Erscheinung war - neben der mehr und mehr um sich greifenden Bodenspekulation - die von den Pulvergeschützen nach und nach erzwungene neue Befestigungsweise. Denn der mittelalterliche Grundsatz, daß jede Stadt auch eine Festung sein müsse, wich nur langsam einer Unterscheidung zwischen „offenen" und „festen" Städten - endgültig aufgegeben wurde er erst nach dem Krieg 1870/71 -, und natürlich waren es gerade die größeren und bedeutenderen Städte, die in den endlosen Kriegszeiten des 16.-18. Jahrhunderts auf den Schutz von zeitgemäß vollwertigen Befestigungen nicht verzichten mochten. Andere begnügten sich, schon aus Kostengründen, mit der Erhaltung und etwaigen Verstärkung ihrer alten Mauerringe, wobei jedoch die stadtbaulichen Folgen dieselben blieben.

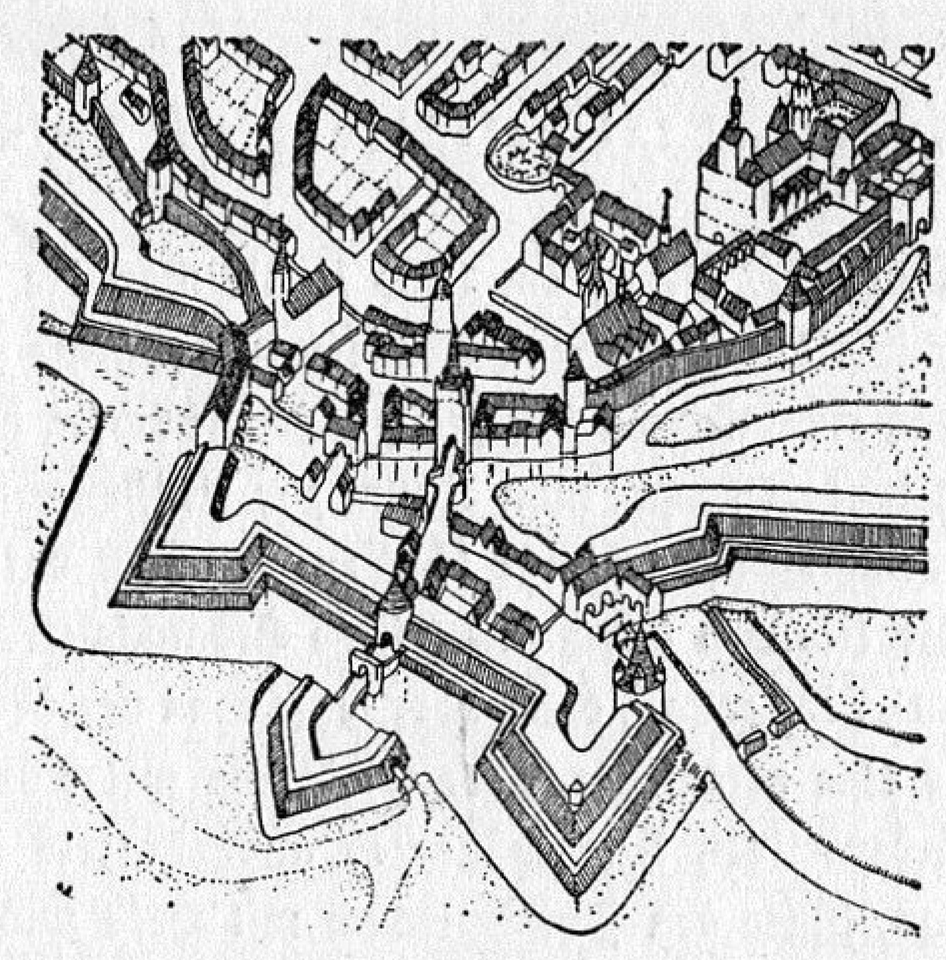


Nürnberg, Stadtbefestigung mit Zwinger

Festungsstädte. Schon um 1400 lernte man die Unzulänglichkeit der bisherigen Mauern und Türme gegenüber den Steinkugeln der großen Feuerbüchsen kennen, und außerdem mußte man Raum zur Aufstellung eigener Verteidigungsgeschütze schaffen. Zunächst verstärkte man die Mauern durch stadtseitige Erdanschüttung mit breitem „Wallgang", dann aber legte man vor der alten Mauer eine niedrigere, aber wiederum mit Türmchen oder erkerartigen Wachthäuschen ausgestattete Brustwehr an, füllte den Zwischenraum mit Erde und faßte den vertieften und verbreiterten Graben auch feldseitig mit Steinböschungen ein. Die Tore wurden durch Vortore verstärkt und durch mächtige Rundtürme flankiert. Diesen Zustand zeigt die berühmte Nürnberger Stadtbefestigung, an deren Entwurf Albrecht Dürer maßgebend beteiligt war. Dürers Kupferstichwerk über den Festungsbau enthält auch den bedeutsamen Vorschlag, die Mauerzüge durch große halbrund vorspringende „Basteien" zu unterbrechen, um die zwischen ihnen lie-

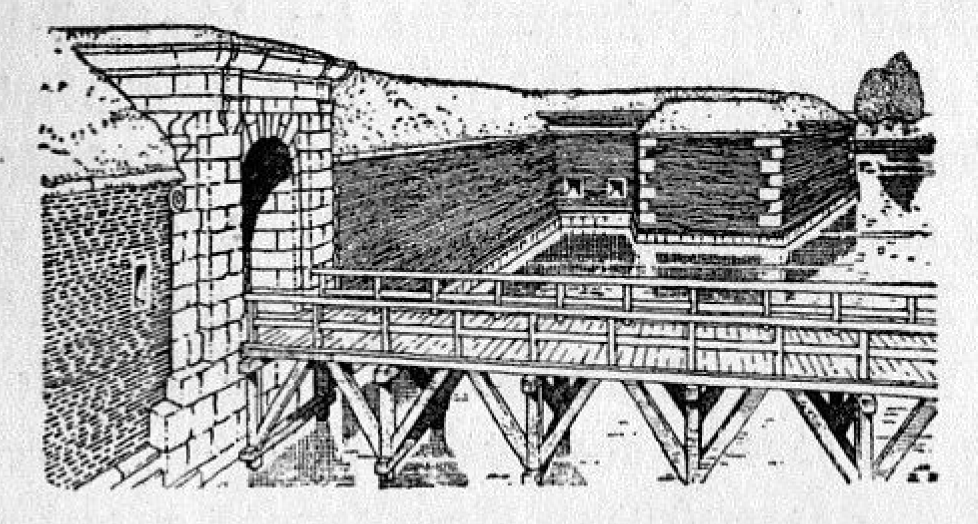
genden Wallstücke („Kurtinen") und Tore einsehen und mit Geschütz bestreichen zu können, dann aber auch ganz allgemein den Angreifer in möglichst weiter Entfernung zu halten.

Die Weiterentwicklung des Festungsbaues nach den „Manieren" Dürers und des Straßburgers Speckle, nach der italienischen, niederländischen und französischen Manier braucht hier nicht näher verfolgt zu werden.



Hildesheim, Teil der Bastionen nach Merian

Unsere Bilder geben einige bezeichnende Proben: wir sehen, wie man die neuen Wälle und „Bastionen" einfach vor die alten Stadtmauern legte und wie man den Torweg im Knick über eine vorgeschobene Schanze („Ravelin") führte; Weichselmünde zeigt eine typische Torflankierung, und Saarlouis (heute: Saarlautern) ist ein Prunkbeispiel für die seit Ende des 17. Jahrhun-



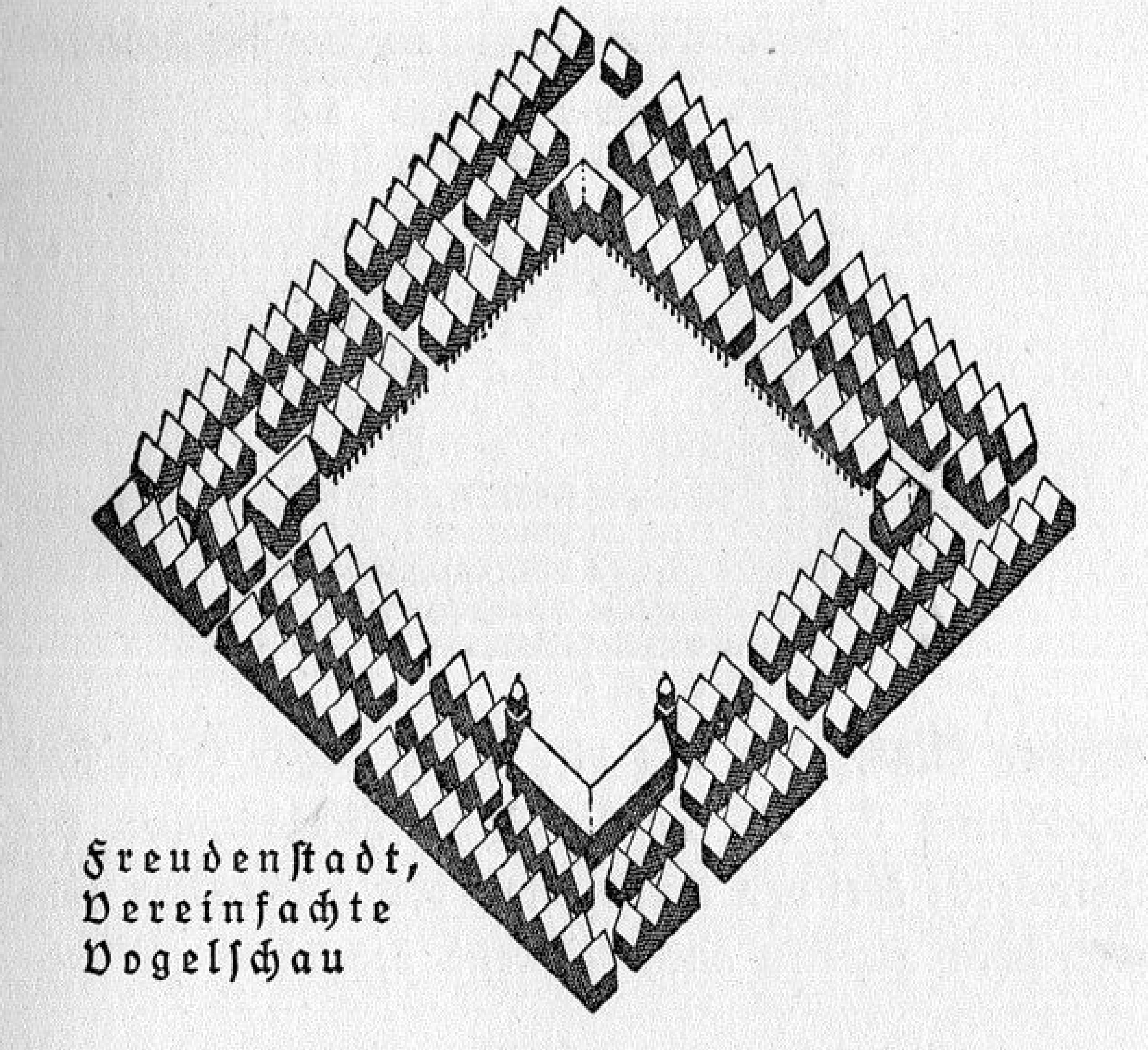
Weichselmünde, Festungstor

derts führende Manier des französischen Festungsingenieurs Vauban. Im ganzen erkennt man, daß solche nach Fläche, Erdbewegung und Linienführung sehr anspruchsvollen Werke ein schweres Hindernis für die von ihnen umschlossenen Städte – wie z. B. Frankfurt, Köln, Straßburg, Magdeburg, Danzig, Breslau und viele andere – werden mußten.

Saarlouis, Festungs- und Stadtplan

Idealstädte. Die Festungspläne des 16.-18. Jahrhunderts gleichen oft mehr Schmuckstücken als Stadtplänen; indessen traf bei ihnen die militärische Zweckmäßigkeit genau mit dem schönen geometrischen Planbild zusammen. In der gleichen Zeit finden wir jedoch auch eine Fülle von Ideal-Stadtplänen - zuerst in Italien, seit Dürer und Speckle aber auch bei uns -, die ebenfalls von streng geometrischen Grundformen ausgehen und daher meist ganz ebenes und hindernisfreies Gelände voraussetzen. Wenn auch in den Erläuterungen oft sehr vernünftige stadtbauliche Grundsätze entwickelt werden, so entsprechen die Pläne dem nicht immer; der im Grunde zwar nüchtern-sachliche, dafür im Aufbau um so gestaltungsfreudigere Stadtbau des Mittelalters wird von einer durchaus nicht immer sachlich gelenkten Reißbrettkunst abgelöst. Die meisten dieser Wunschträume sind Papier geblieben, aber daneben sind auch zahlreiche mehr oder weniger vollkommene und vollständige Verwirklichungen entstanden.

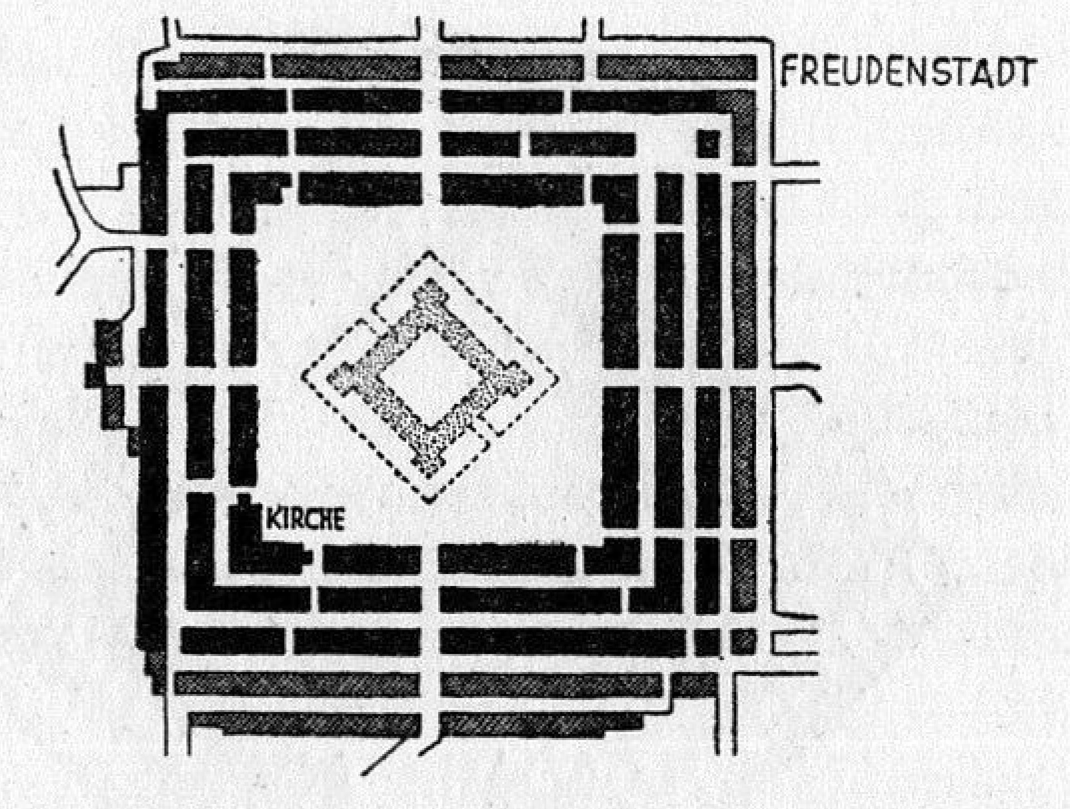
Neugründungen. Einen wirksamen Anstoß zu neuen Stadtgründungen gaben die Glaubensstreitigkeiten seit dem 16. Jahrhundert; für vertriebene oder freiwillig ausgewanderte Protestanten aus Salzburg, Frankreich und Holland sind ganze Städte oder eigene Stadtviertel gebaut worden, ein willkommener Anlaß, die vollkommene Regelmäßigkeit in Plan und Aufbau zu verwirklichen. Auch die Gründungen der schlesischen „Brüdergemeine", der Herrnhuter, hatten kirchlich-religiösen Untergrund. Weitere Anlässe boten Wiederaufbauten abgebrannter Städte oder Stadtteile, notwendig gewordene Stadterweiterungen, Urbarmachungen im Osten



Freudenstadt, Vereinfachte Vogelschau

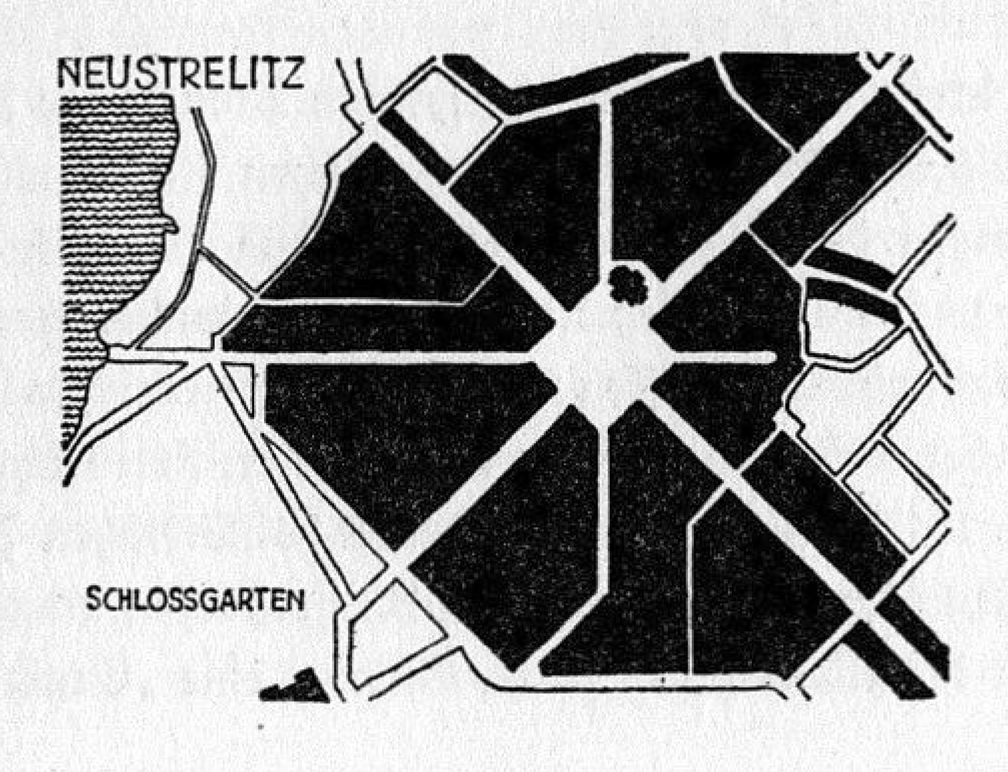
und Südosten und endlich der Ehrgeiz von Fürsten, die sich nach französischem Vorbild glanzvolle „Residenzen" schaffen wollten.

Freudenstadt (württ. Schwarzwald) wurde 1599 für salzburgische Protestanten gegründet und nach einem Stadtbrand 1632 in der heute noch wohlerhaltenen Form neu aufgebaut, wobei bezeichnenderweise ein dem Mühlebrett ähnlicher Plan zugrundegelegt wurde (s. S. 102). Auf dem großen von Laubengängen umzogenen Platz sollte ein festes Schloß mit Graben und Ecktürmen errichtet werden; es kam aber nicht zustande, so daß der Platz im Vergleich mit den zu eng gedrängten und überdies ohne jeden Hofraum angelegten Häuserblöcken übergroß wirkt. In den Platzecken stehen die öffentlichen Gebäude, darunter die berühmte „Hakenkirche".

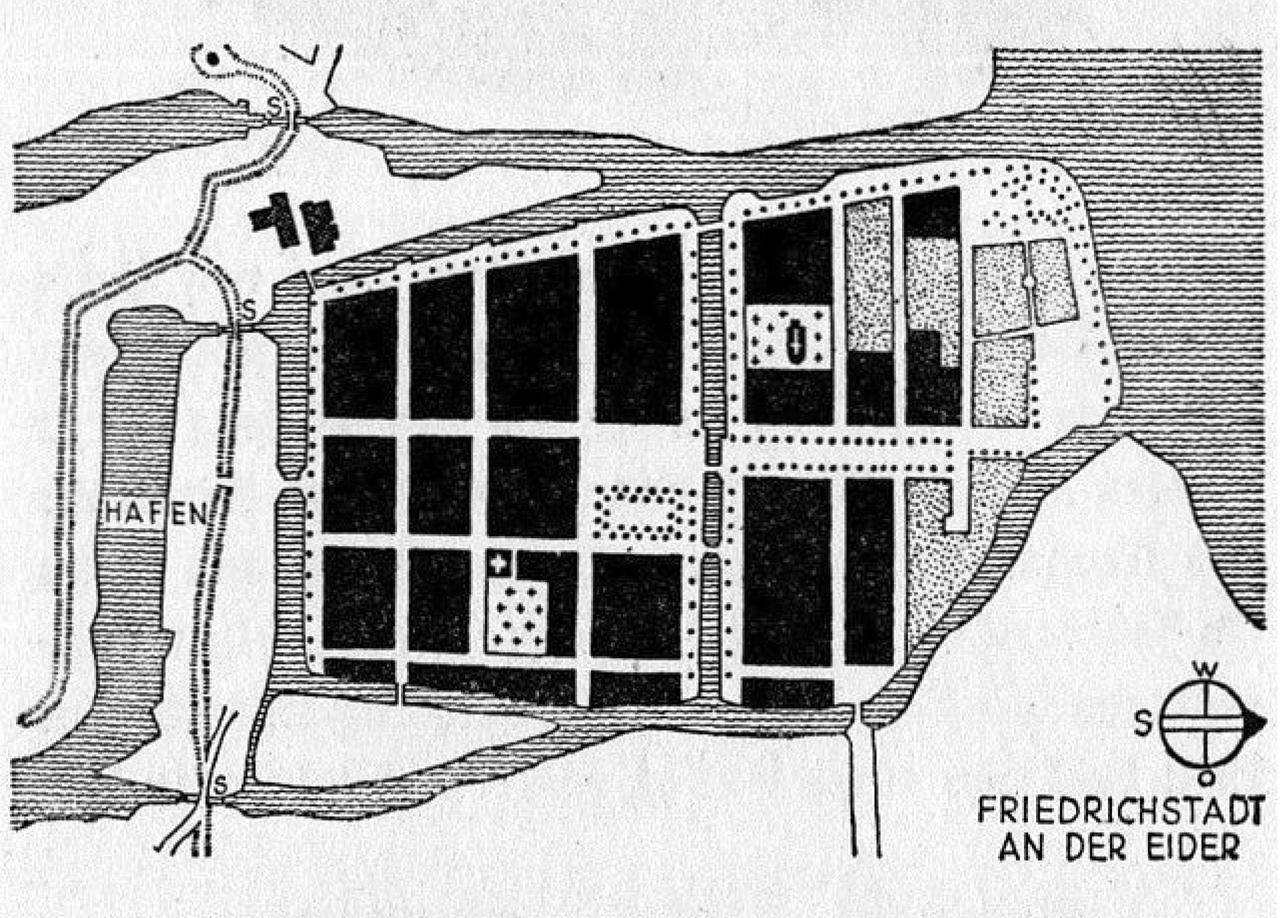


Barocke Stadtpläne. Die vier Pläne dieser Seite sind bezeichnend für die stadtbaulichen Anschauungen der Barockzeit: drei von ihnen gehen von bestimmten geometrischen Figuren aus, während der vierte (Mann-

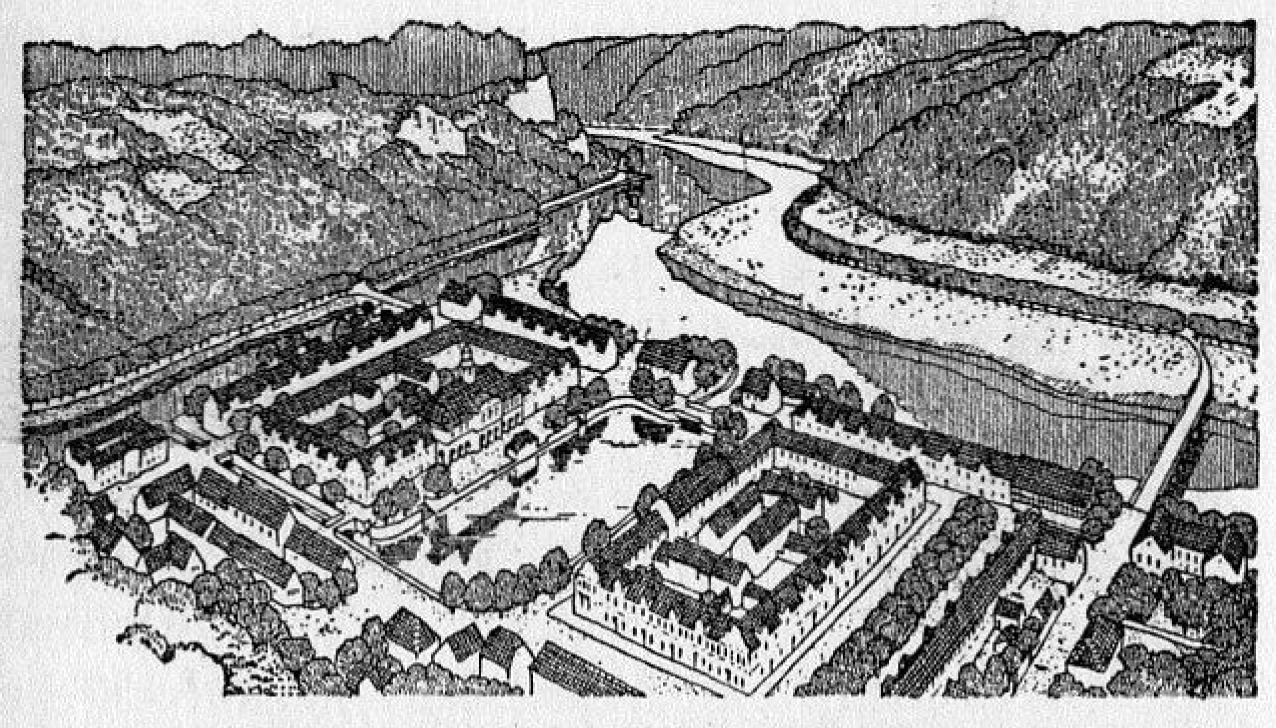
heim), als Festung mit Zitadelle dem Plan von Seite 99 ähnlich, ein vollkommen nüchternes Blockschema zeigt, wie es in dieser Strenge und Ausdehnung erst in neueren amerikanischen Städten wiederkehrt. Karlsruhe und Neustrelitz sind dagegen Sternanlagen, wie sie im 18. Jahrhundert mehrfach begonnen, aber selten vollendet worden sind. In Karlsruhe wird das Strahlennetz schon bald von einer breiten geraden Hauptstraße zer-



schnitten, wodurch nebenbei eine Menge höchst ungeschickter, schiefwinkliger Grundstücke entstanden. Zeigt schon Freudenstadt, daß geometrische Figuren nicht immer und ohne weiteres gute Stadtpläne abgeben müssen, so haben die Sternstädte in der Regel den Fehler, daß sie zwar einen Mittelpunkt haben – im 18. Jahrhundert gewöhnlich nicht einen bürgerlichen Mittelpunkt, sondern ein Schloß –, aber dann irgendwo im Unbestimmten enden.

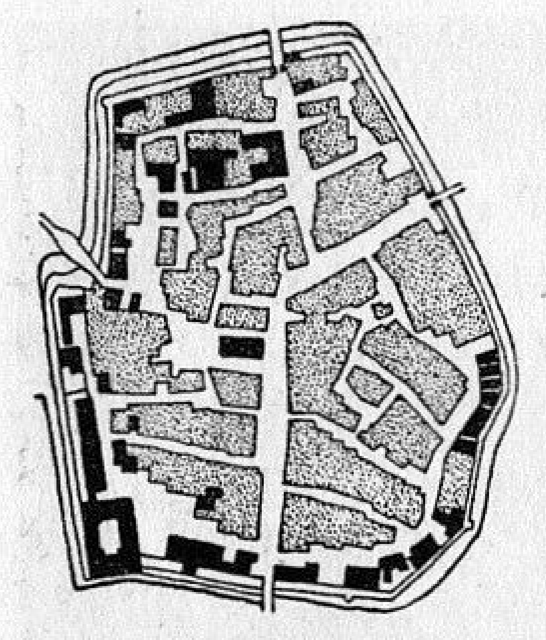
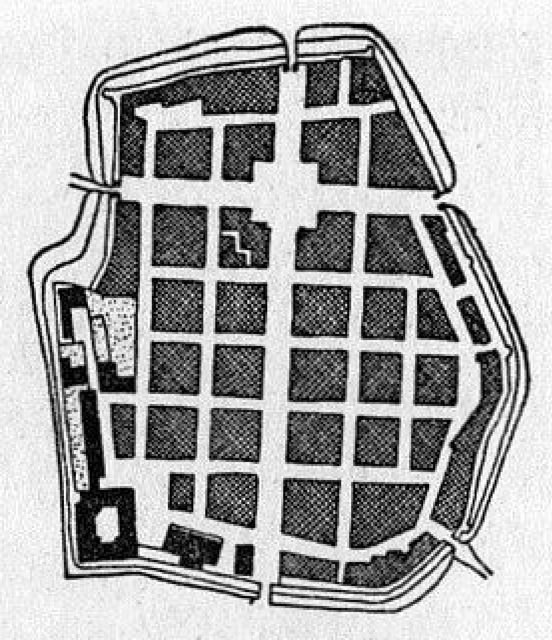


Man darf aber über den überspitzten Plänen der Residenzstädte nicht die einfach praktischen stadtbaulichen Leistungen der Barockzeit übersehen, an denen es keineswegs fehlt. Im Gegenteil verdanken wir dieser Zeit zwei der liebenswertesten Stadtbilder: Friedrichstadt an der Eider und Karlshafen an der Weser. Friedrichstadt wurde 1619 mit eigens geworbenen holländischen Protestanten gegründet. Rings von Wasserflächen umgeben und in der Mitte durch einen Kanal – eine „Gracht" –



Karlshafen an der Weser

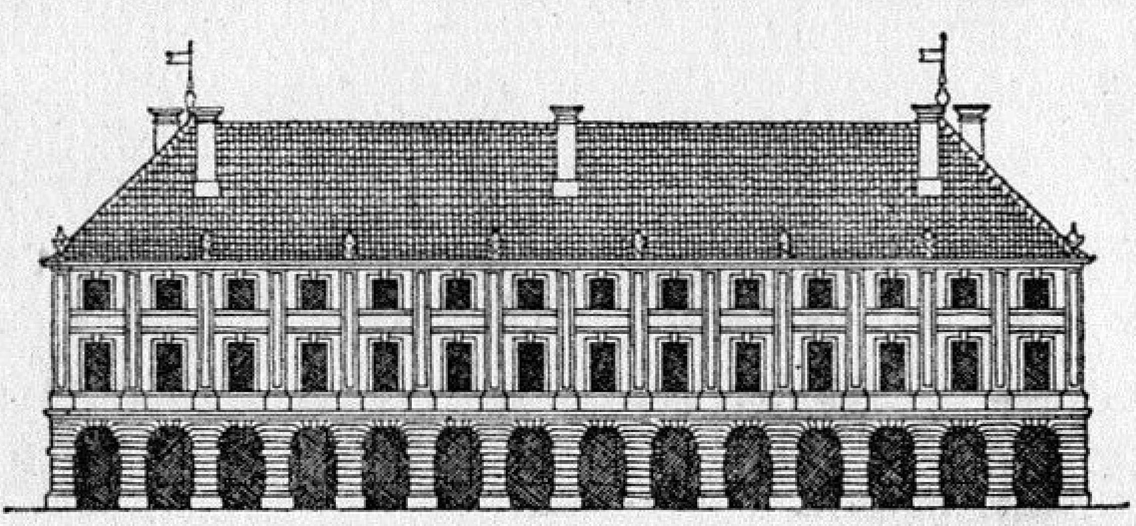
gegliedert, ist die Stadt in regelmäßige rechteckige Baublöcke aufgeteilt. Auch die Bäume haben, in Gestalt langer Lindenreihen, stadtbauliche Bedeutung bekommen.
Karlshafen, an der Mündung der Diemel in die Weser, wurde 1691 für Hugenotten erbaut (der Baumeister Paul du Ry war selbst Hugenotte). Von den drei sehr großen Blöcken, die das Gerüst der Anlage bilden, ist der mittlere als Hafenbecken ausgestaltet; an ihm steht das Rathaus. Ursprünglich sah der Plan noch halbkreisförmige Terrassen an der Berglehne in der Hafenachse vor; sie sind nicht mehr ausgeführt worden. Denn Karlshafen ist ebenso wie Friedrichstadt eine Fehlgründung gewesen; ihre Gründer wollten nicht nur den Gewerbefleiß der Emigranten nutzbar machen, sondern hatten noch weitere Ziele: Karlshafen sollte als Industrie- und Handelsort das nahe Hannoversch-Münden und dessen Zoll- und Stapelrechte (s. S. 89) mattsetzen, und Friedrichstadt sollte sogar den Welthandel des großmächtigen Hamburg an sich reißen. In beiden Fällen ist es bei der

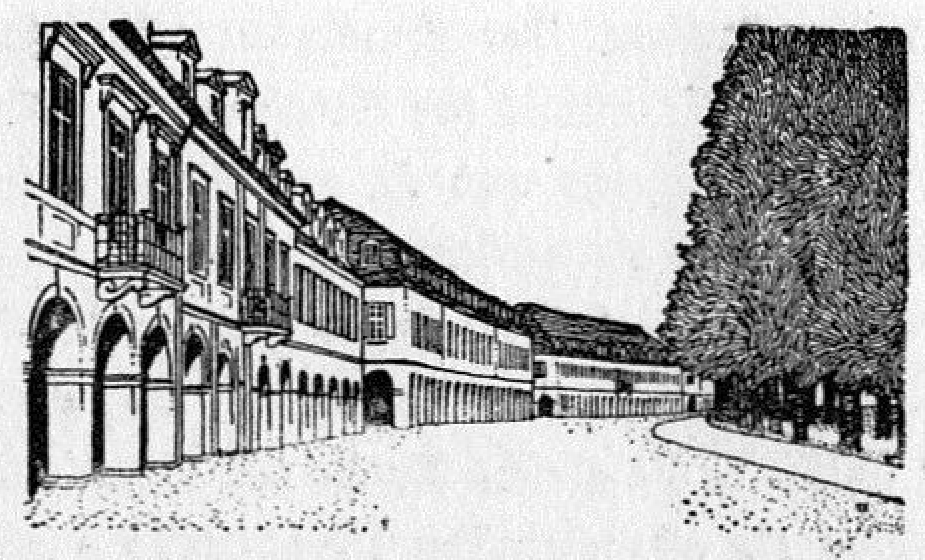
Brand und Wiederaufbau von Göppingen
Links der alte Plan mit Kennzeichnung der vom Brand verschonten Bauten, rechts der Aufbauplan

Absicht geblieben, aber gerade diesem Umstand verdanken wir die fast ungestörte, einheitliche Erhaltung und zwei der schönsten deutschen Stadtbilder.
Der Neugründung von Städten kam praktisch gleich die sehr häufig notwendig werdende Wiedererrichtung abgebrannter Stadtteile oder ganzer Städte. So ist das württembergische Göppingen 1782 fast ganz abgebrannt und dann in neuer Form wiedererstanden. Unser linker Plan läßt erkennen, was es mit den „verheerenden Bränden" in der alten Zeit auf sich hatte: nur die wenigen im Plan schwarz angelegten Gebäude waren verschont geblieben, vielleicht weil sie allein aus Stein und alle andern aus Fachwerk waren. Beim Neuaufbau ist die wirre alte Straßenführung völlig aufgegeben, sogar eines der vier Tore verlegt und ein einheitliches Blocknetz hergestellt worden. So war auch hier der Stadtbau wieder da angelangt, wo er schon im Altertum und im 13. Jahrhundert einmal gestanden hatte: beim geradlinigen Straßennetz mit einheitlichen Baublöcken.

Einheitlicher Aufbau. Der Stadtplan allein sagt noch nichts über das Raumbild der Straßen und Plätze aus; er läßt es nur ahnen und ist nur seine notwendige Grundlage. In den mittelalterlichen Städten sorgten das Bauhandwerk, das sowohl beim Fachwerk wie beim Steinbau streng an herkömmlichen Verfahren und Maßen festhielt, die gleiche Breite der Grundstücke und endlich eine die allgemeinsten Verhältnisse - wie z. B. die Stockwerkszahl - regelnde Bauaufsicht für eine deutlich augenfällige Einheitlichkeit des Straßenbilds. Die Stadtgründer des 16.-18. Jahrhunderts gingen einen Schritt weiter, indem sie - mochte es sich nun um ganze Städte oder nur um neue Stadtviertel handeln - genaue Vorschriften erließen und schließlich die Ausführung fertiger Modellpläne zur Bedingung der Baugenehmigung machten oder, was auf dasselbe herauskam, bei jedem Bauvorhaben sich die Genehmigung der Baupläne vorbehielten. Dadurch haben Straßen, Stadtviertel und ganze Städte jener Zeit ein mehr oder weniger vollkommen einheitliches und harmonisches Raumbild gewonnen, eine Errungenschaft, die dann bekanntlich im 19. Jahrhundert fast völlig wieder verloren ging.

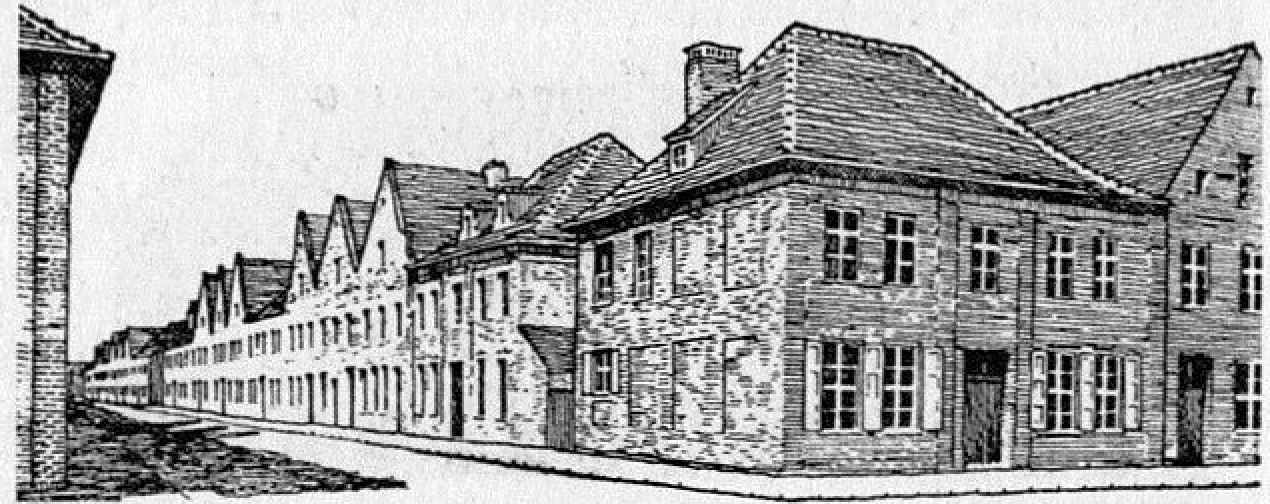


Musterzeichnung (Modellplan) zu Hausfronten für Mannheim



Karlsruhe, Hausfronten am Vorderen Zirkel

Dem Zwang der Bindung an die strengen Bauvorschriften, besonders aber an Modellpläne, standen die „Baugnaden" gegenüber: sie bestanden in fünf- bis zehnjähriger Befreiung von Steuern und Auflagen, in Anweisungen auf kostenlose oder verbilligte Baustoffe (Holz, Kalk, Ziegel), zuweilen in kostenloser Zuteilung von Bauplätzen und bei Wiederaufbauten abgebrannter Häuser häufig auch in Barzuschüssen. Solche Vorteile führten natürlich zahlreiche Anwärter und Baulustige aus dem In- und Ausland herbei; gelegentlich wurde auch - wie im 12. und 13. Jahrhundert - ausdrücklich geworben. Schon im 17. und 18. Jahrhundert wußte man sehr gut - und hat es auch ausgesprochen -, daß Einheitlichkeit

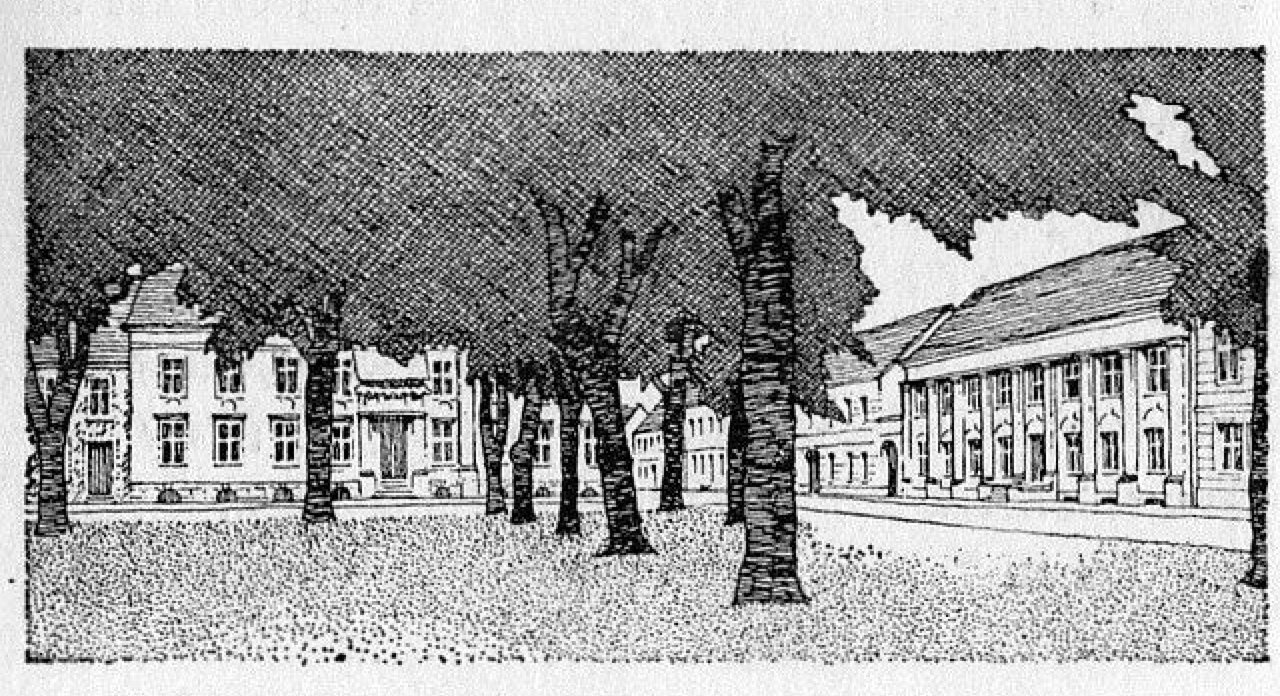


Potsdam, Straßenkreuzung im Holländischen Viertel

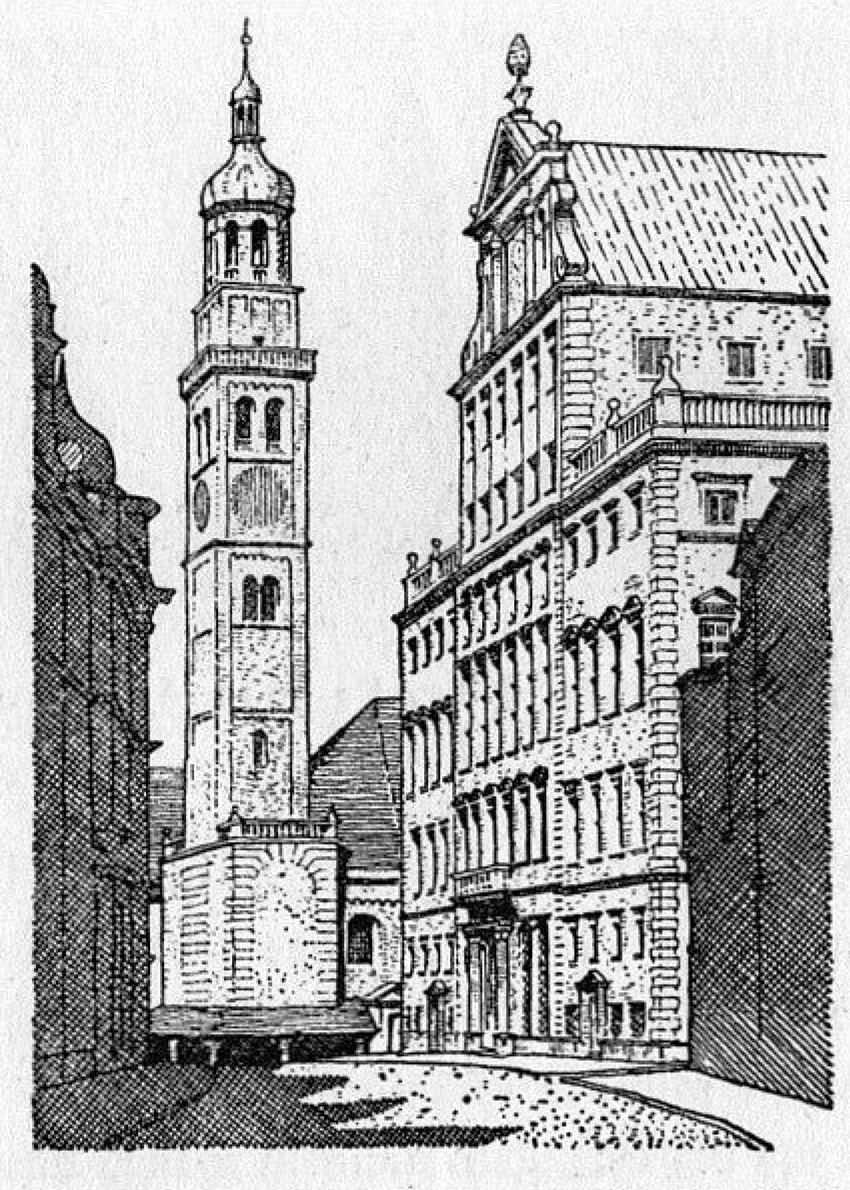


Potsdam, Breite Straße mit der Garnison-
kirche

und Regelmäßigkeit leicht in „charaktervolle Lange-
weile" umschlagen können. Daher geht ein deutlich er-
kennbares Bestreben nach rhythmischem Wechsel in den
Hausfronten mit der Schaffung von Blick- und Ziel-
punkten für die Straßen Hand in Hand. Laubengänge
werden häufig an wichtigen Stellen verwendet, und
einem gartenfrohen Zeitalter gelten auch die Bäume -
beschnitten oder in freier Entfaltung - als vollwertiges
Gestaltungsmittel.



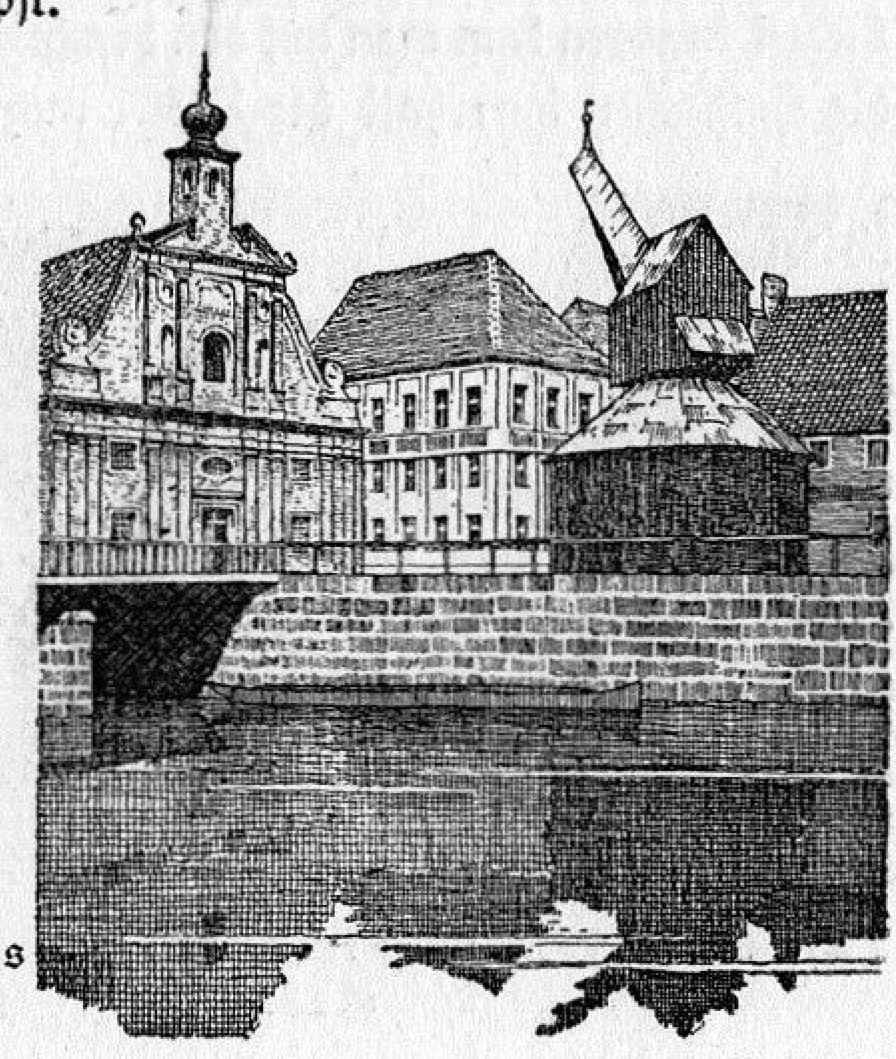
Neuruppin, Paradeplatz



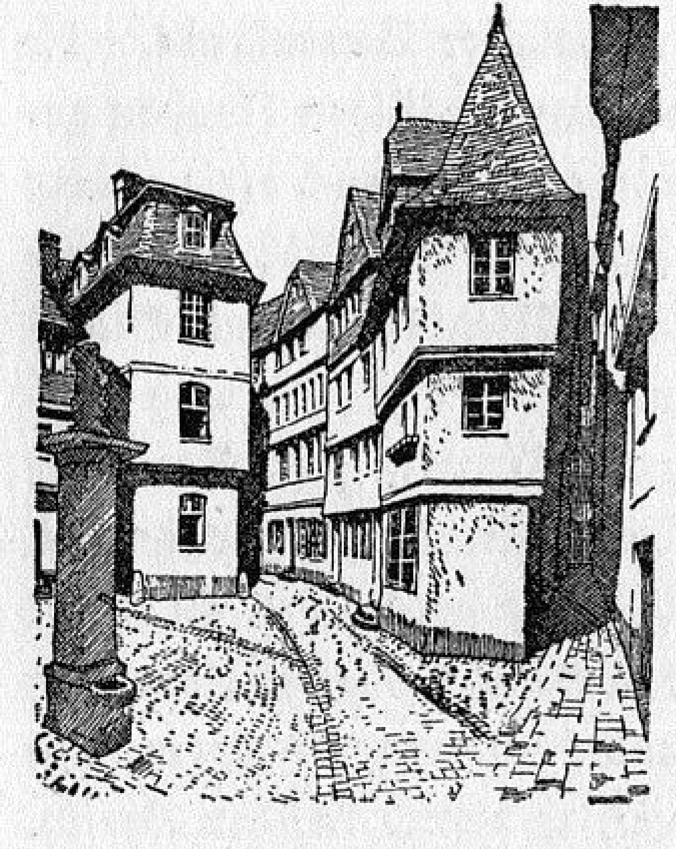
Augsburg, Rathaus und Perlachturm

Öffentliches Bauwesen. Der Dreißigjährige Krieg war schon entbrannt, als das Augsburger Rathaus eingeweiht wurde (1623); es ist dennoch im Äußeren wie im Innern eins der großartigsten deutschen Rathäuser geworden. Viele alte Städte haben sich auch in den unruhigen Jahrhunderten zwischen 1500 und 1800 tapfer gehalten und sich zeitweilig sogar recht baulustig erwiesen, trotz der unaufhörlichen Kriege, die nicht nur unmittelbar in Belagerungen, Plünderungen, Mord und Brand, sondern auch in Form von Schatzungen, Kriegs- und Türkensteuern, Teuerungen und Seuchen über Stadt und Land ergingen. Andere freilich sind den Nöten erlegen und in Armut und Stille zurückgesunken.

Neben dem Rathaus als wichtigster Bauaufgabe - die aber öfter durch Umbau als durch völligen Neubau gelöst wurde - gab es für größere Städte noch viele andere und zum Teil neuartige: Zeughaus und Münze, Kauf- und Zunfthaus, Schlachthaus (Metzig), Spital, Stadtwache, Stadtwaage, Kranenturm, Speicher und endlich auch schon Schule und Theater. Die Stadttore waren jetzt Zollstätte, die Türme dienten als Gefängnis. Die Straßen waren jetzt häufiger gepflastert, meist mit „Katzenköpfen" und einer Gehbahn aus Platten (der „Breite Stein"). Straßenbeleuchtung in Form von Rübölaternen an Ketten gab es zuerst 1679 in Berlin. Die Wasserversorgung und Entwässerung blieb durchweg in beklagenswertem Zustand; Seuchen und Feuersbrünste von großer Ausdehnung waren nach wie vor häufig und wurden immer noch mit ganz unzulänglichen Mitteln bekämpft.

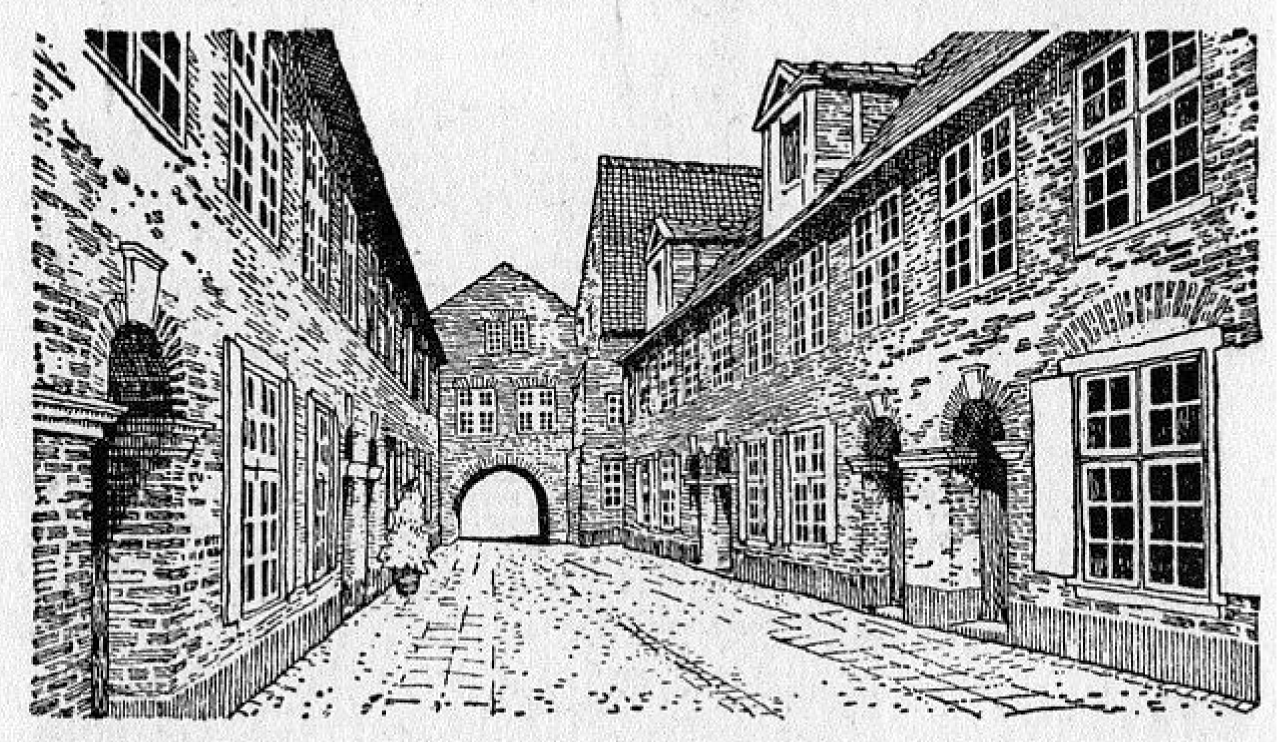


Lüneburg, Neues Kaufhaus und Kranturm



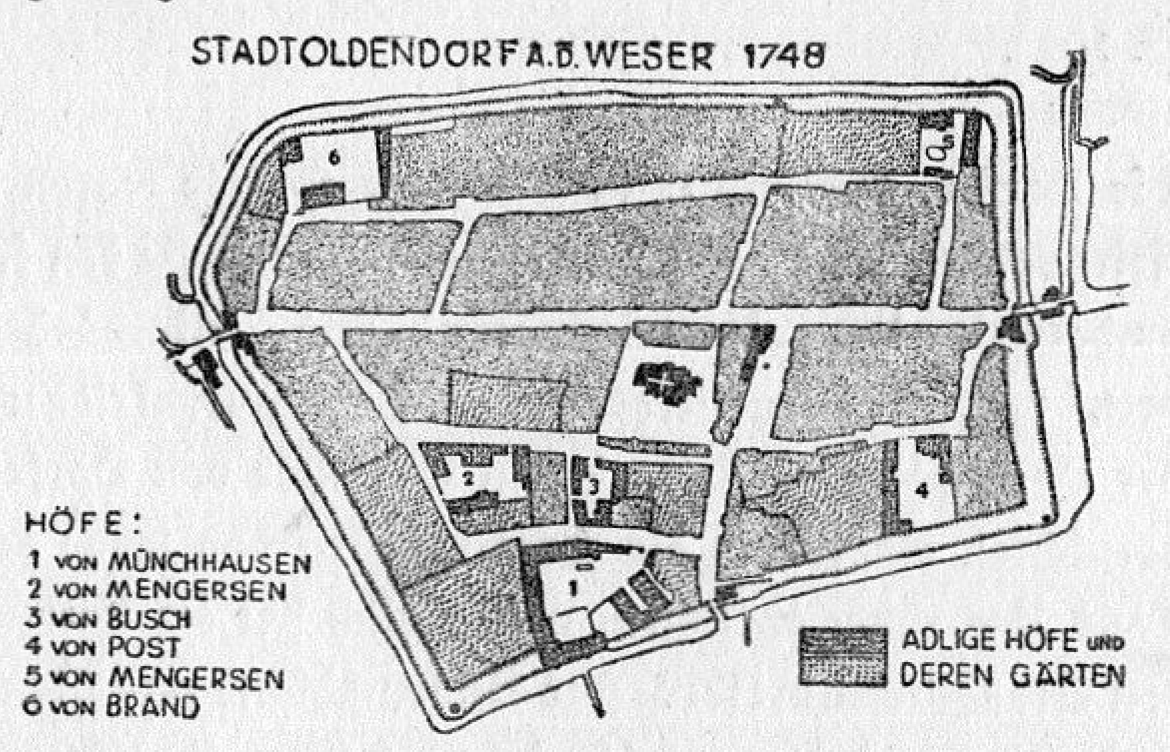
Frankfurt am Main, Goldhutgasse

Wohnviertel. Die Enge in den Städten wurde bei zunehmender Einwohnerzahl beängstigend; es wurden ganz „unmögliche" Grundstückszwickel überbaut, wie unser Beispiel aus Frankfurt zeigt. In Hamburg und Lübeck dagegen kam man auf den beachtlichen Gedanken, die Hofflächen innerhalb der Blöcke nutzbar zu machen:



Lübeck, Hasenhof (hinten der Zugang von der Straße)

diese dem Straßenverkehr ganz entrückten „Höfe" und „Gänge" dienten teils als billigste Wohnquartiere, teils auf Grund von Stiftungen als Altleuteheime. Ein berühmtes Beispiel dieser Art ist auch die „Fuggerei" in Augsburg.



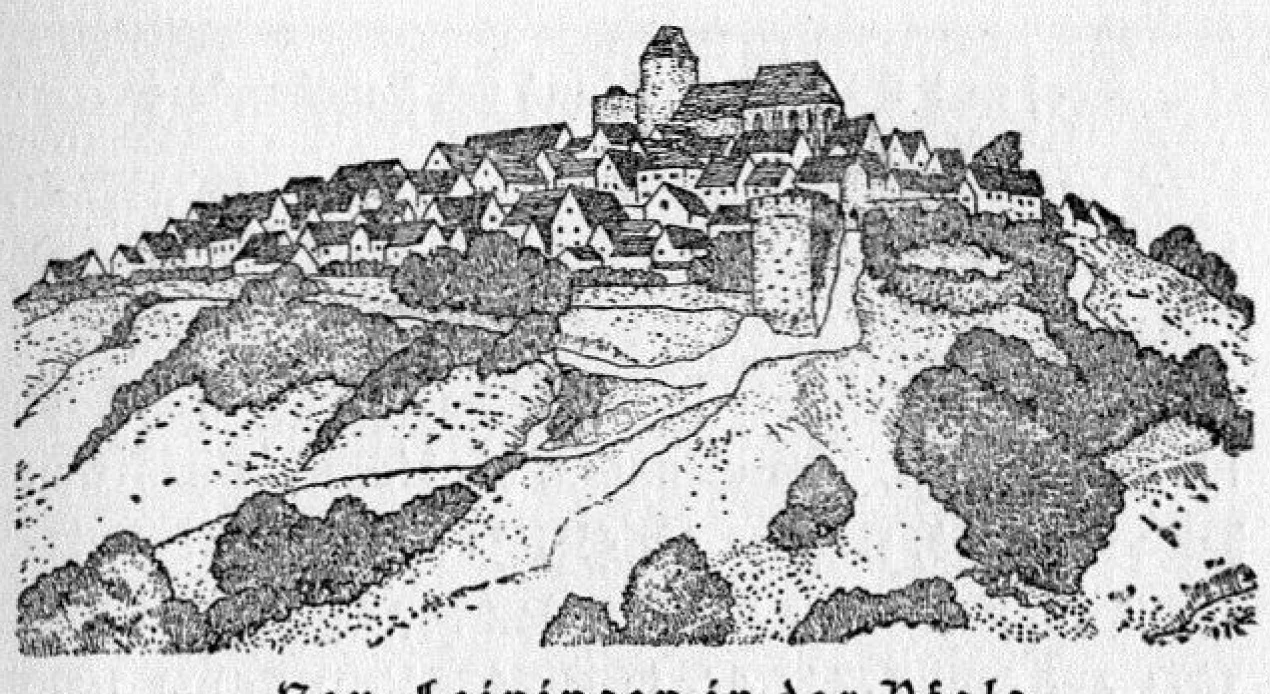
Der Plan von Stadtoldendorf führt uns in ein Landstädtchen der Rokokozeit, eine jener alten Gründungen, die sich nie recht entwickelt hatten. Der Grundriß zeigt ein dreiarmiges Straßenkreuz (s. S. 71); eine Stadtmauer war – wenigstens 1748 – nicht vorhanden, nur Gräben und Wälle. Auf der bescheidenen Fläche macht sich nun der vom Land hereingezogene Adel so breit, daß seine Häuser und Gärten fast ein Drittel der ganzen Stadt besetzen. Da der Adel meist steuerfrei war, bildete er, genau wie einst die „Immunitäten", eine Last für die Städte, woraus sich wiederum ähnliche Gegenmaßregeln entwickelten, nämlich gelegentliche Verbote von Grundstücksabtretungen an Adlige. Andere Städte schrumpften in den Kriegsnöten sehr zusammen, da viele Häuser leerstanden und verfielen; der freiwerdende Raum inner=

halb der Mauern füllte sich wieder mit Gärten. Gartenviertel mit Sommerhäusern bildeten sich aber auch seit dem 16. Jahrhundert um die groß und lebendig gebliebenen Städte, so um Nürnberg mit seinen zahlreichen „Weiherhäuschen" und später z. B. um Mannheim (vgl. S. 102).

Die Dörfer. Schlimmer noch als die Städte waren in Kriegszeiten die Dörfer daran, besonders da sie den frei umherziehenden „Parteigängern" und „Marodebrüdern" wehrlos ausgeliefert waren. Der Bauernkrieg und der Dreißigjährige Krieg haben Tausende von Dörfern vernichtet. Aber auch die Städte haben von jeher dem Land Bewohner entzogen, und endlich hat die Bildung von Großgütern in Nord- und Ostdeutschland eine Menge von Bauerndörfern verschwinden lassen. So ist vom deutschen Dorf des 16.–18. Jahrhunderts nicht allzuviel zu sagen; nur darf man nicht vergessen, daß die sichtbare Erscheinung der Dörfer überall dieser Zeit und nicht dem Mittelalter angehört, mit Ausnahme von Kirchen.

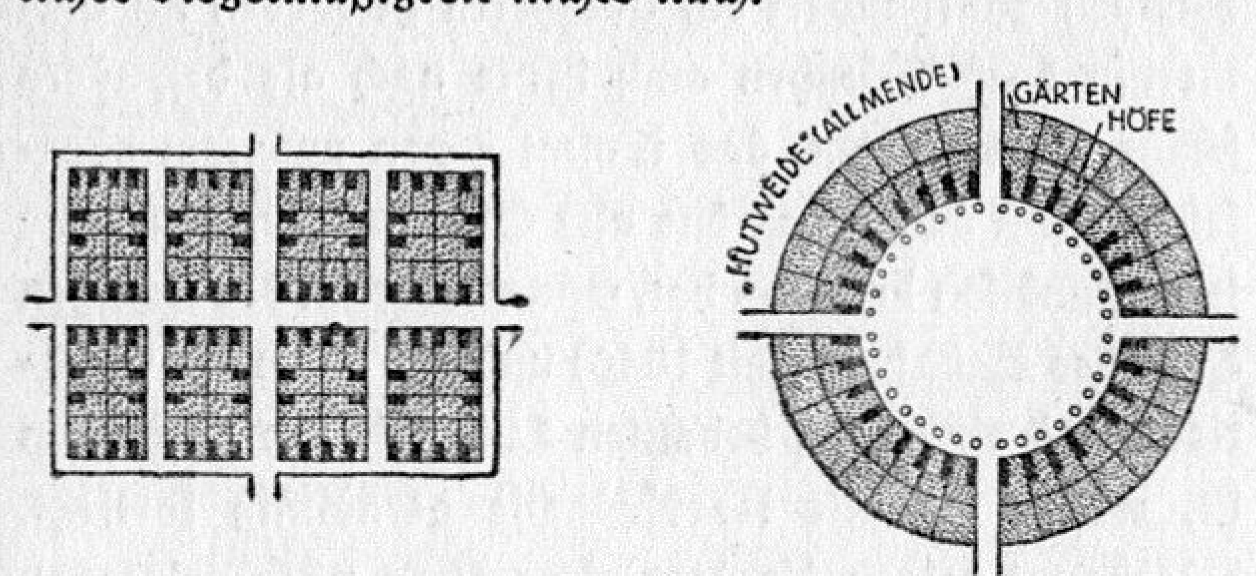


Siedlung Brosowo bei Culm



Neu-Leiningen in der Pfalz

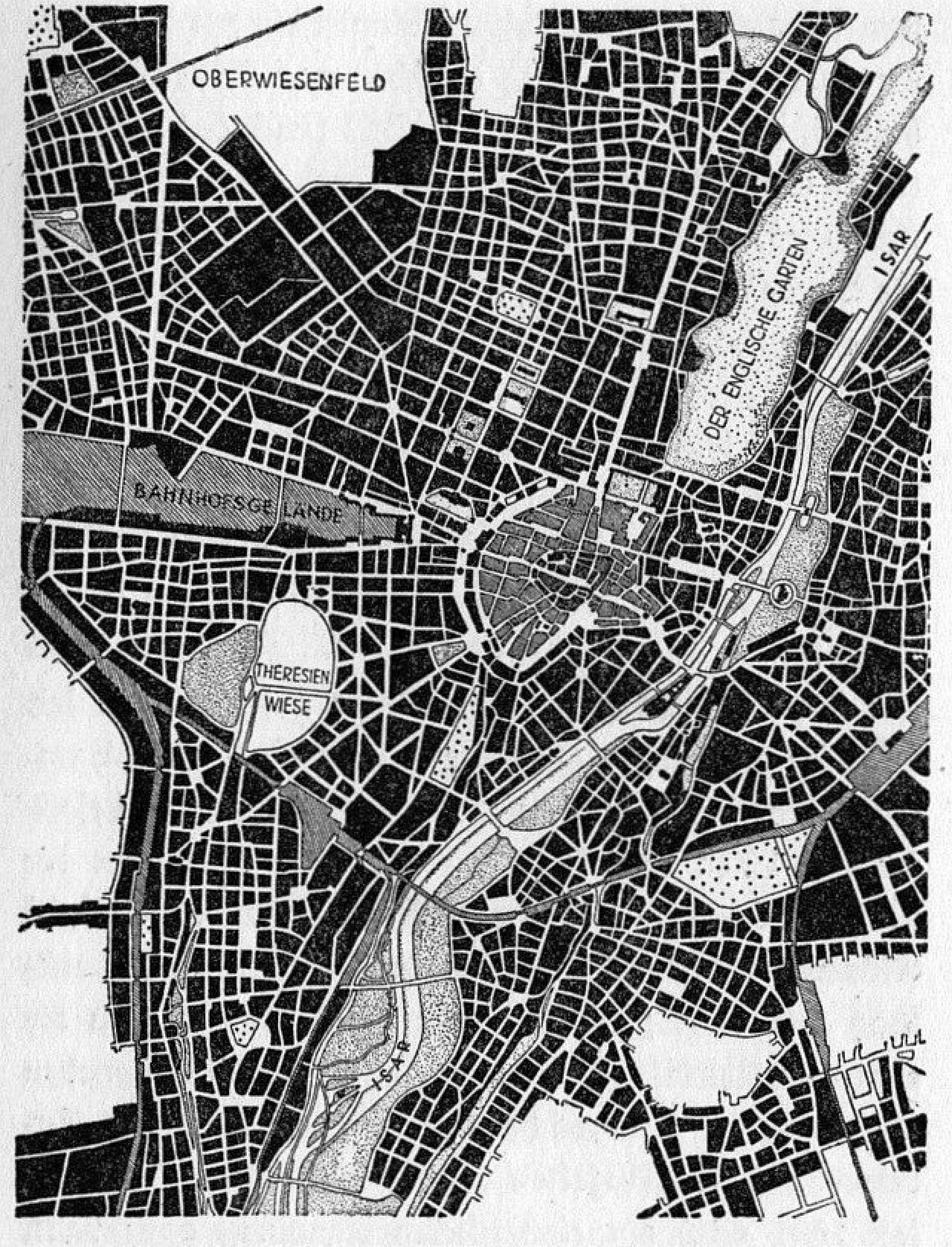
Bald nach dem Großen Krieg setzt stellenweise eine Neubesiedlung des Landes ein; besonders die Hohenzollern haben bekanntlich im Netze-, Warthe- und Weichselgebiet planmäßig gesiedelt. Ihre Siedlungen sind rein „ökonomisch", d. h. durchweg sehr nüchtern angelegt: Straßendörfer von oft endloser Länge, nur hier und dort mit angerartiger Dorfmitte. Fast vergessen sind die ungefähr gleichaltrigen Dörfer, die unter Maria Theresia für deutsche Kolonisten im Banat angelegt wurden; ihre Grundrisse geben den zeitgenössischen Städten an peinlicher Regelmäßigkeit nichts nach.



Pläne des 18. Jahrh. für Kolonistendörfer im Banat

Großstädte im heutigen Sinn (mit mehr als 100 000 Einwohnern) entstanden mit Ausnahme von Berlin, das schon um 1800 seine 150 000 Einwohner hatte, erst im 19. Jahrhundert. Aus Gründen, die hier nicht näher zu betrachten sind, wuchsen die Städte ganz unverhältnismäßig auf Kosten des Landes. Von 100 Deutschen lebten 1871 auf dem Land: 64, in Großstädten: 5; um 1900 waren es 46 Landbewohner und 16 Großstädter, 1933 nur noch 33 gegen 30 Großstädter. Die Zahl der Großstädte nahm rasch zu: 1871 gab es 8, 1900 schon 33, und 1933 waren es 53. Die Städte waren diesem Ansturm, der sie fast über Nacht überfiel, in keiner Weise gewachsen; an ihren Fehlern haben wir noch auf lange Zeit hinaus zu tragen und - wenn möglich - zu bessern.

Als Beispiel für eine „Großstadtwerdung" nehmen wir München. Unser Plan zeigt, wie aus dem einfachen Gebilde, das von 1300 bis 1800 ausgereicht hatte, in einem einzigen Jahrhundert ein Irrgarten geworden ist. Immerhin darf München auch heute noch als besonders schöne Stadt gelten; das kommt - von anderem abgesehen - mit daher, daß das alte Straßenkreuz bis heute seine Funktion behalten hat, was wiederum der richtigen Lage des Bahnhofs (seit 1840) und vor allem der prächtigen und einheitlich bebauten Ludwigstraße zu danken ist, welche die alte Nordsüdachse geradlinig fortsetzt. Überhaupt zeigen die dem alten Kern nächstgelegenen ersten Erweiterungen unter Ludwig I. und Maximi-



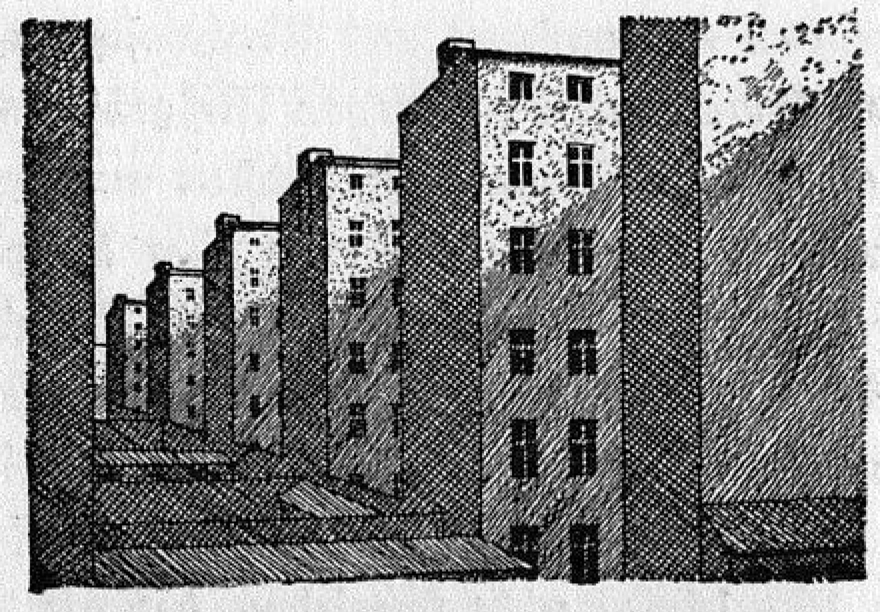
Die Großstadt München um 1930, 1 : 80 000

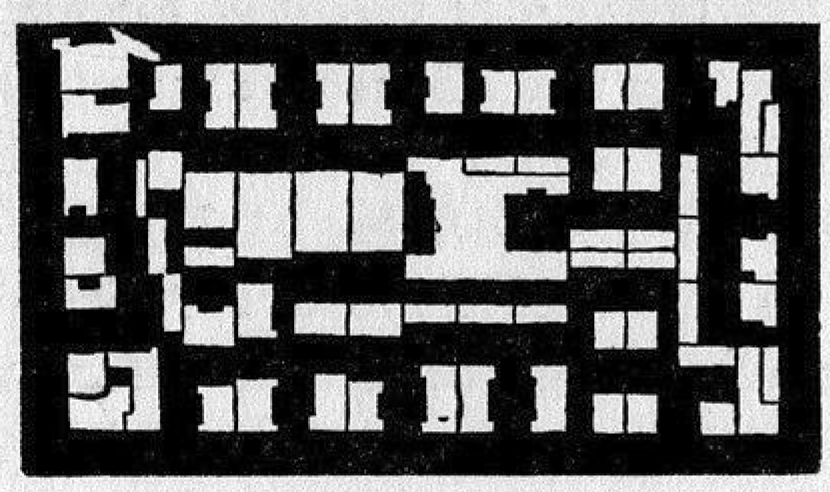
Der Plan umfaßt nur den Hauptteil des „Burgfriedens" vor dem Weltkrieg; schon damals und erst recht heute reicht die Stadt nach allen Seiten über unsern Ausschnitt hinaus. In Planmitte die auf Seite 95 größer dargestellte Altstadt. Die Einwohnerzahlen von München betrugen:

um 1600: 22 000	1875: 170 000	1910: 596 000
um 1700: 24 000	1885: 262 000	1927: 685 000
um 1800: 38 000	1900: 500 000	1933: 756 000

lian II., daß das stadtbauliche Können bis zur Jahrhundertmitte noch keineswegs erloschen war. Aber je weiter hinaus, desto wirrer wird das Bild (auch dadurch, daß einige vorstädtische Dörfer aufgesogen, aber nicht beseitigt wurden), und endlich erobert sich der „Sternplatz" die Vorliebe der Stadtplaner, wobei wohl das Vorbild der damaligen „Weltstadt" Paris mitwirkte.

Technische, soziale und kulturelle Entwicklung. Zu den Umwälzungen, von denen die Städte überrascht wurden, gehörte auch die jähe Entwicklung der Technik; es ist ein Glück, daß man sich ihrer bald bedienen lernte. Denn immer noch tauchten die mittelalterlichen Gespenster der Seuchen und Stadtbrände auf (Cholera seit 1831 immer wieder, am schlimmsten noch 1892 in Hamburg; Typhus seit den napoleonischen Kriegen, besonders in Wien und München 1856–58; 1842 war der große Hamburger Stadtbrand). Um zu unserm Beispiel München zurückzukehren, so ist dessen technische Entwicklung wie folgt gekennzeichnet: Seit 1812 werden die ersten unterirdischen Abwasserkanäle gebaut, daneben aber auch die Stadtbäche weiterbenutzt. Nach den Typhus- und Cholerazeiten erfolgten neue Anläufe, und seit 1881 wird ein einheitliches Kanalnetz ausgebaut. Ebenfalls um 1880 beginnt die Wasserversorgung der Stadt aus weitentfernten Hochquellen. 1795 war schon ein „Feuerhaus" für die städtischen Löschgeräte eingerichtet worden, aber erst 1866 wurde eine freiwillige, 1879 eine Berufsfeuerwehr geschaffen. Um 1890 waren erst 15 v. H. aller Fahrdämme mit „Kieselsteinen" gepflastert. Gasbeleuchtung wurde in einigen Straßen





Blockbebauung und Hinterhäuser um 1900

1850 eingeführt (in Berlin schon 1826), und 1888 brannten versuchsweise die ersten Bogenlampen. In ähnlicher zeitlicher und sachlicher Folge ging die Aufnahme der Technik auch in andern großen Städten vor sich.

Das 19. Jahrhundert hat zwar nicht übersehen, daß der Wohnungsbau die Hauptaufgabe der Städte, und zwar eine vorwiegend soziale Aufgabe ist, aber man überließ ihn fast ganz einem Spekulantentum, dem alle zur Lösung der großen Aufgabe nötigen Voraussetzungen fehlten. Die Baugesetzgebung – die durchweg auf sehr niedrig gegriffenen Mindestforderungen fußte – war nicht imstande, die Bildung ausgedehnter, völlig menschenunwürdiger Elendsviertel zu verhindern.

Über den aus Schwachheit und Machtlosigkeit gegenüber dem Privatkapital geborenen Mißgebilden, denen die gemeinnützigen Baugenossenschaften nur beschränkt entgegenwirken konnten, darf man aber die positiven sozialen Leistungen nicht vergessen: die Schulen und Krankenhäuser, die Altersheime und Friedhofsbauten, die Bade- und Sportanlagen, die im letzten Drittel des 19. und im ersten des 20. Jahrhunderts geschaffen worden sind. Wir dürfen nicht übersehen, daß die Anfänge einer zielbewußten Grünflächenpolitik ebenfalls in diese Zeit fallen, beginnend mit den Wallanlagen und Grüngürteln, die seit dem Ende des 18. Jahrhunderts und besonders zwischen 1820 und 1880 auf den aufgelassenen Festungswerken entstanden. Endlich haben in unserm Zeitraum Städte und Staaten die der Kulturpflege dienenden Museen, Büchereien, Konzerthäuser und Theater geschaffen. Selbstverständlich machte die stark ausgeweitete Stadtverwaltung ebenfalls viele neue Bauten erforderlich. Die künstlerische Durchbildung unterlag freilich dem rasch wechselnden Geschmack, der bekanntlich in hundert Jahren sämtliche „Stile" der Vergangenheit nachahmend durchlief und beispielsweise beim Rathausneubau in München um 1900 die gotische Tuchhalle von Ypern für das richtige Vorbild hielt.

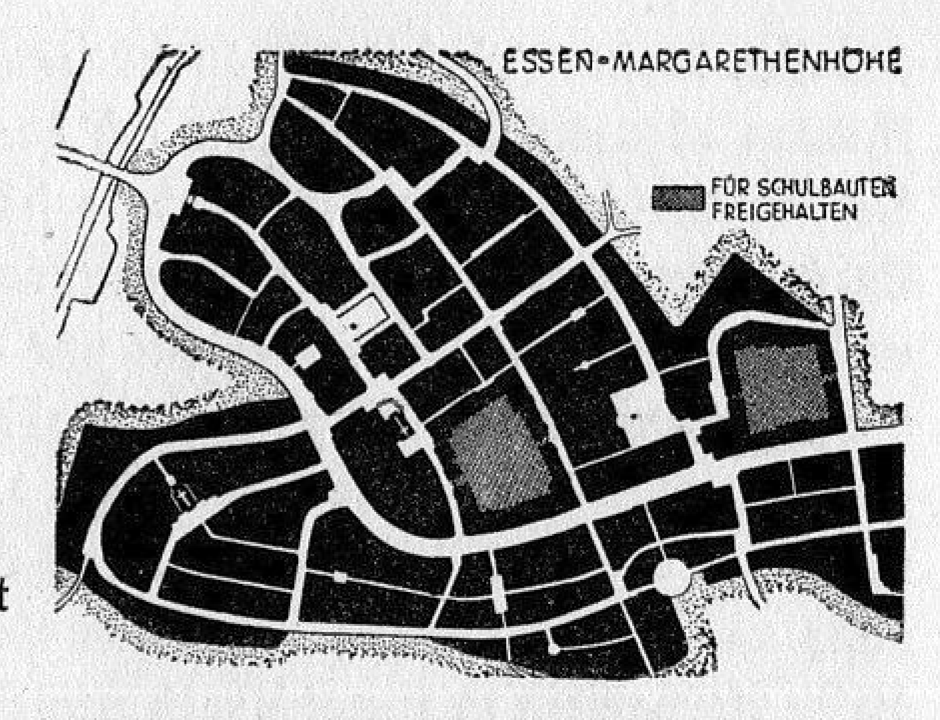
Besondere Aufmerksamkeit beanspruchte der Verkehr; die großen Bahnhöfe und Häfen wurden geschaffen, und im innerstädtischen Verkehr machte sich der Übergang von der Pferdebahn und Droschke zur „Elektrischen" und zum Kraftwagen geltend, und zwar häufig störend insofern, als die Straßenbreiten einer gemächlicheren Vergangenheit dem neuen Schnellverkehr nicht gewach-

sen waren, sodaß wirklichen oder vermeintlichen Verkehrsbedürfnissen manche gute alte Bauten und Straßenzüge zum Opfer fielen. Der Entlastung der Straße durch Hoch- und Untergrundbahnen (Berlin seit 1902, Hamburg seit 1906) folgte die heute noch in der Entwicklung begriffene Entfernung schienengebundener Verkehrsmittel aus der Innenstadt und ihr Ersatz durch Kraftfahrzeuge.

Stadtbaukunst. Wir alle kennen die „trostlosen" Viertel unserer Städte, die Straßendurchbrüche, mit denen der Organismus alter Städte zerfleischt, und die gutgemeinten Freilegungen, mit denen Kirchen und andere Großbauten um ihren Maßstab gebracht wurden. Wir kennen die „Bahnhofstraße" und den „Schillerplatz", und wir kennen die Verunstaltung vieler Dörfer durch lieblose Neubauten. Wir haben unsere alten Städte und Dörfer wieder sehen und lieben gelernt. Trotzdem werden wir ihre räumliche Erscheinung nicht als Rezept für eigenes Schaffen „verwerten", wie dies in den Jahrzehnten um 1900 geschah, zum Teil auf Grund von sonst verdienstvollen Büchern wie Camillo Sittes „Städtebau nach künstlerischen Grundsätzen" (1889) und Paul Schultze-Naumburgs „Kulturarbeiten" (1902 bis 1917). Denn wir dürfen nicht vergessen, daß die Städte der Vergangenheit zwar „nach künstlerischen Grundsätzen", aber auch nach sehr nüchternen wirtschaftlichen und sozialen Grundsätzen gestaltet waren, und eben diese haben sich seither völlig verändert. Wir haben lernen müssen, daß eine Stadt nicht einfach eine Folge von schönen Straßen- und Platzbildern, sondern ein leben-

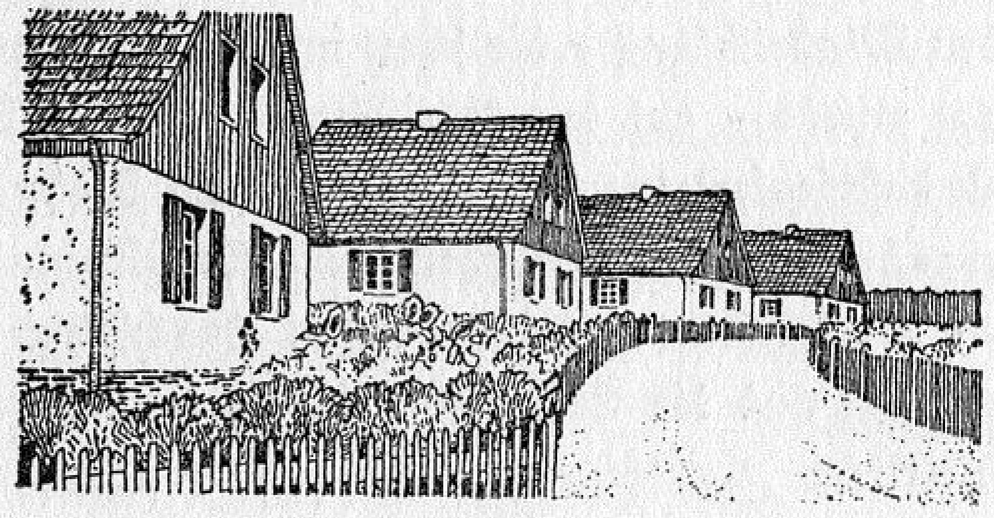
der Körper ist und endlich, daß es im Stadtbau nicht nur relative, sondern auch absolute Maßstäbe gibt; mit andern Worten: daß eine Stadt für Hunderttausende in Plan und Aufbau ganz anders als eine mittelalterliche oder barocke Kleinstadt gestaltet sein muß, wenn sie wirtschaftlich lenkbar und künstlerisch als Einheit faßbar bleiben soll. Den Stadtbau zwischen 1870 und 1930 können wir nur als Übergang oder gar als Chaos bewerten; von Dorfbau war ohnehin kaum die Rede.

Die schweren sozialen Fehler des Stadtbaues der „Gründerzeit" wurden zwar bald erkannt, aber da man dem Kapital nicht viel anhaben und die schon verdorbenen Städte nicht abreißen konnte, entstand der Gedanke der „Gartenstädte" und „Trabantenstädte", die ein gesünderes Wohnen ermöglichen sollten, zunächst freilich mehr eine Flucht vor dem Gesamtproblem „Großstadt" bedeuteten. Der Anstoß kam von England, wo dem Buch von Howard „Garden Cities of tomorrow" bald erste Verwirklichungen gefolgt waren. 1902 wurde die Deutsche Gartenstadtgesellschaft und 1909 die erste Gartenstadt Hellerau bei Dresden gegründet, der dann andere folgten. Schon viel früher hatte aber die Großindustrie – Krupp seit 1871 – gartenstadtartige Arbeitersiedlungen geschaffen; einige von ihnen erwuchsen zu kleinen Städten, wie dies bei der 1909 begonnenen „Margarethenhöhe" in Essen von vornherein geplant war. Die Krupp-Siedlungen spiegeln in ihrer Art die Bestrebungen des Stadtbaues zwischen 1870 und dem Weltkrieg deutlich wider: sie beginnen mit einfachen Schachbrett- und Sternanlagen und enden mit malerisch geschwungenen, dem Gelände sorglich angepaßten Straßenzügen



Plan einer Gartenstadt um 1909

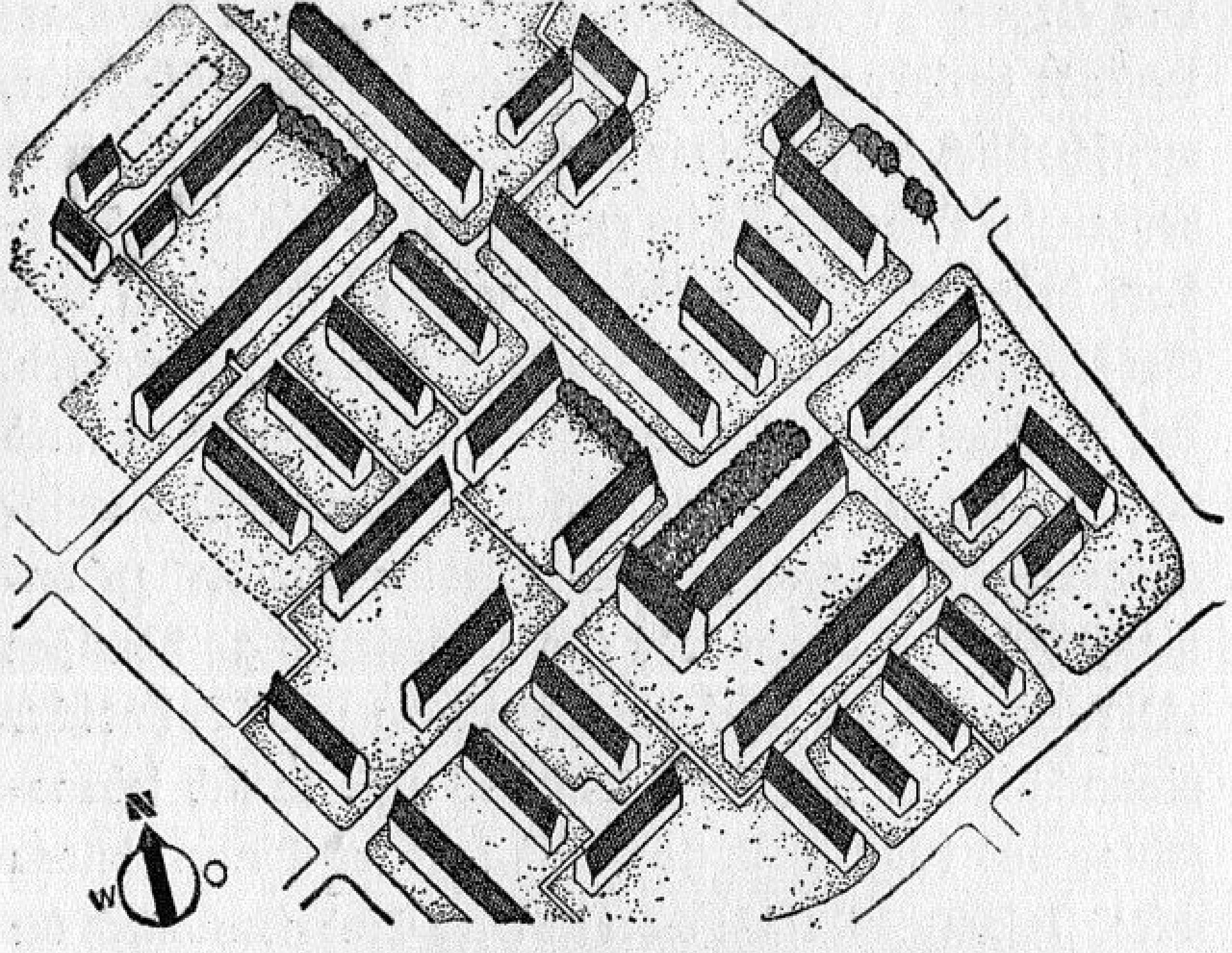
von räumlich geschlossener Wirkung. Unser Plan der „Margarethenhöhe", der mit Absicht in derselben Art dargestellt ist wie die Stadttypen der Vergangenheit (S. 70ff. und 102ff.), läßt eine bewußte Anlehnung an die „künstlerischen Grundsätze" mittelalterlichen Stadtbaues deutlich erkennen. Ähnlich sind bei vielen halb oder ganz ländlichen Neusiedlungen seit dem Weltkrieg alte Dorfformen – besonders das Angerdorf (s. S. 34/35) – wiederaufgenommen worden, wofür sich nicht nur künstlerische, sondern auch zweckliche Begründungen und – wie wir hinzufügen können – auch die den mittelalterlichen Siedlungen ähnliche Größe geltend machen lassen.



Halbländliche Siedlung (Griebo/Anhalt) 1933/34

Indessen beginnt sich seit dem Weltkriegsende ein Umschwung abzuzeichnen. Es bildet sich das Bewußtsein, daß die Errichtung einer Siedlung - sei es Stadtteil, Stadt oder Dorf - weder eine rein künstlerische noch eine rein soziale Aufgabe oder gar nur ein wirtschaftliches Rechenexempel ist, sondern ein alle diese Einzelfragen umfassendes Gesamtproblem, das seinerseits wieder in den noch größeren Rahmen der Raumordnung und Landesplanung eingebettet ist. Der Weg zu dieser Anschauung ist ziemlich rasch zurückgelegt worden und erhielt Stoßkraft durch den Umbruch des Jahres 1933. Die „Nachkriegszeit" (1920-1930) war freilich mit dem Kampf gegen die Wohnungsnot unter unerhört schwierigen politischen und wirtschaftlichen Umständen voll beschäftigt und gelangte nicht zu umfassenden stadtbaulichen Aufgaben und überzeugenden Lösungen. Daß man heute noch - und gerade heute wieder - ganz neue Städte und Dörfer planen und ausführen kann, wissen wir erst seit der Machtergreifung durch Adolf Hitler.

Der Erkenntnis des Gesamtproblems „Stadt" geht eine Reihe von Teilerkenntnissen auf den Gebieten der Hygiene, des Verkehrs und der Wirtschaft zur Seite. Die Fragen der Besonnung, des Einflusses der vorherrschenden Windrichtung - die schon im antiken Stadtbau beachtet wurde - auf das Verhältnis zwischen Wohn- und Industrievierteln, die Trennung von Wohn- und Verkehrsstraßen, die verkehrsmäßige Erschließung des ganzen Stadtraumes, endlich dessen Durchsetzung mit Grünflächen und die Einbettung in die natürliche und wirtschaftliche „Landschaft", alles dies tritt mehr und mehr in den Bereich bewußter Planung und Lenkung.



Plan der Ortserweiterung Zschachwitz
(Raum Groß-Dresden), 1941

Geschlossene Blockbildung ist vollständig vermieden, die Fahrstraßen sind auf das Notwendige beschränkt; Erschließung der Hauszeilen durch Wohnwege ohne Fahrverkehr

Stadtbaulich äußern sich diese Anschauungen in einer immer entschiedeneren Abkehr von der künstlerischen Alleinherrschaft des schönen „Straßenbildes", in einer Wendung vom allseitig geschlossenen Baublock zur freistehenden Hauszeile - was die bestmögliche Besonnung und „Umgrünung" der Wohnungen bedeutet - und einer Loslösung der Wohnungen von der Verkehrsstraße. Deutlich tut sich die Neigung zu weitgehender Auflockerung des Stadtgefüges kund, die auch ganz neue künstlerische Aufgaben stellt - unter denen das turmartige Großbauwerk nicht vergessen werden soll; sie können ihrer Bewältigung gewiß sein.

Der Begriff „Trabantenstadt“, der aus dem der Gartenstadt entsprang und die Bildung in sich geschlossener, wirtschaftlich selbständiger und auf bestimmten Umfang begrenzter Nebenstädte im weiteren Umkreis einer Großstadt bedeutete, ist zur Keimzelle neuer Gedanken über Großstadtgestaltung und Stadtraumplanung geworden. Die künftige Großstadt oder Großstadterweiterung wird nicht wieder zur ufer- und formlosen Steinwüste auseinanderfließen, sondern sich aus „Siedlungszellen“ zusammensetzen, von denen jede (im Unterschied zu heutigen „Vororten“) nach Umfang, Bebauung und Wohndichte planmäßig fest umgrenzt sein und eine in sich lebensfähige und künstlerisch sinnfällig faßbare Einheit bilden wird. Zusammengefaßt werden diese Einheiten durch die jeweils angemessenen Verkehrsmittel (Straßenbahnen, Radfahrwege, Kraftwagen, Schnellbahn) und durch die Ausgestaltung der zwischen ihnen für immer freibleibenden Grünflächen. Wohnen und Gewerbe oder Industrie werden getrennte – aber nicht durch unverhältnismäßig weite Entfernungen getrennte – Gebiete einnehmen.

Eine stadtbauliche Aufgabe der Gegenwart und Zukunft ist auch die unbedingt erforderliche Gesundmachung verbauter und abbruchreifer Altstadtteile. Die Arbeit ist bereits angegriffen (in größerem Umfang in Kassel, Hannover, Braunschweig usw.). Hier ist viel Takt und Geschick nötig, damit nicht unersetzliche Werte unnötig zerstört werden; es zeigt sich, daß die „Ausweidung“ überfüllter Altstadtblöcke erfreuliche neue Platzraumbildungen ergeben kann.

VORH. WINDE

W O S

WASSER

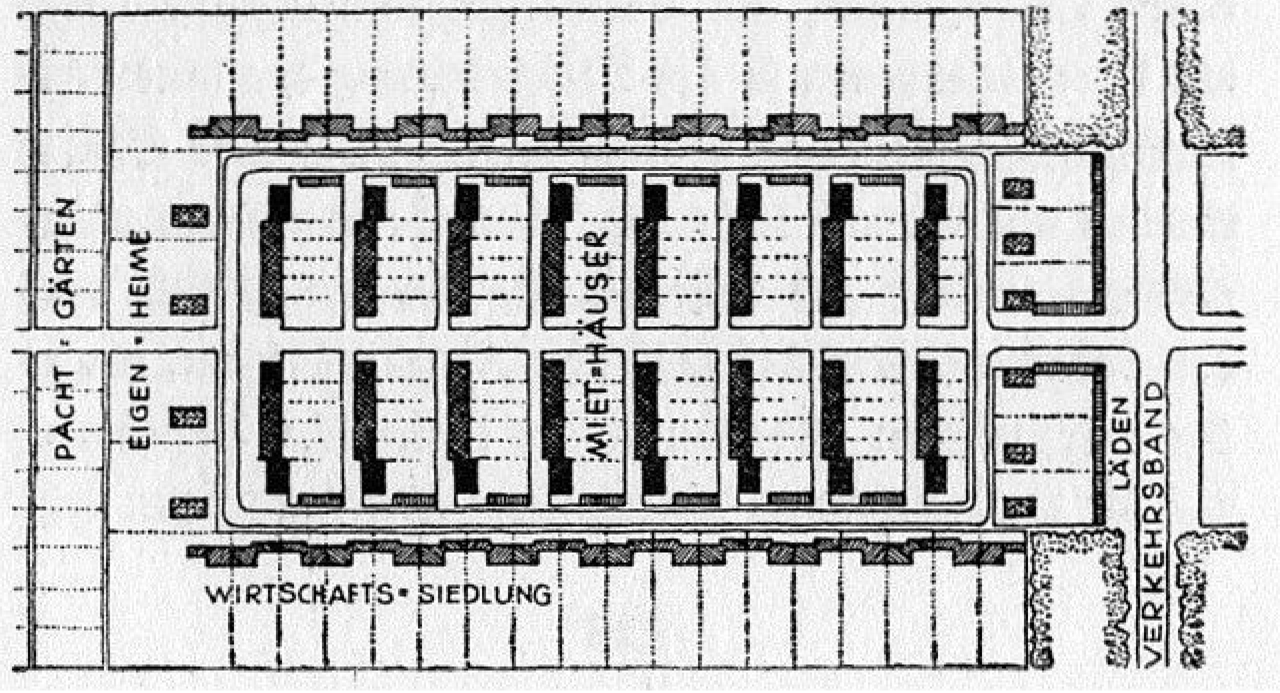
WALD

WOHN=
GEBIET

GEWERBE u.
INDUSTRIE

Schema einer „Bandstadt" am Großschiff=fahrtsweg (Raum Groß=Stettin)

Oben: Gesamtplan, unten: Schema einer geschlossenen Sied=lungszelle mit Zeilenbau



Raumordnung. Die Notwendigkeit und Daseinsberechtigung der Städte und auch der Großstädte im Kultur- und Wirtschaftsleben des deutschen Volkes wird niemand leugnen wollen. Niemand denkt daran, eine kostbare, für die Allgemeinheit bestimmte Sammlung in einer Landstadt zu beheimaten oder dort große Tagungen abzuhalten; die Aufführung der Matthäuspassion und des „Rings des Nibelungen" ist - von zeitlich und nach der Hörerzahl begrenzten Festspielen abgesehen - nur in der großen Stadt denkbar. Aber wie eine Vernachlässigung der Städte eine kulturelle Gefahr und schwere wirtschaftliche Hemmungen bedeuten würde, so bedeutet die Vernachlässigung des Landes und des Dorfes ebenfalls neben dem Verlust bedeutender kultureller Werte eine wirtschaftliche Gefahr, nämlich die buchstäbliche Aushungerung. Der Weltkrieg und die ihm folgenden Notjahre haben uns eine handgreifliche Lehre gegeben. Heute werden die Folgen gezogen: der immer noch aufnahmefähige deutsche Osten ist wieder zum Hauptschauplatz von Stadt- und Dorfgründungen geworden. Es entstehen weiträumige Siedlungsgebilde, bei denen ein Kranz von Dörfern um Landstädte gelegt wird, die als Versorgerinnen des Landes mit gewerblichen Erzeugnissen, als Verwaltungsmittelpunkte und als Vermittlerinnen in der Weiterleitung der landwirtschaftlichen Erzeugung gedacht sind. Dörfer und Städte werden auf Grund der natürlichen Bedingungen planmäßig angelegt und besiedelt. Es wiederholt sich, was vor Jahrhunderten der Deutsche Ritterorden tat, als er der kriegerischen Eroberung die bäuerliche Besiedlung und die Gründung von bürgerlichen Städten folgen ließ.

Schrifttum und Quellen

Baedekers Deutschland (Stadtpläne).

Bauen/Siedeln/Wohnen, seit 1941 unter dem Titel „Der Soziale Wohnungsbau in Deutschland". Halbmonatsschrift der Deutschen Arbeitsfront. Berlin.

Behrendt, Walter Curt, Die einheitliche Blockfront als Raumelement im Stadtbau. Berlin 1912.

Brinckmann, A. E., Deutsche Stadtbaukunst in der Vergangenheit. Frankfurt am Main 1921.

Brinckmann, A. E., Stadtbaukunst i. Handbuch der Kunstwissenschaft, Berlin-Neubabelsberg 1920.

(Brockhaus), Großdeutschland in Bild und Karte. Leipzig 1939.

Brunner, Karl H., Weisungen der Vogelschau. München 1928.

Bühler, Johannes, Die Kultur des Mittelalters (Kröners Taschenausgabe, Nr. 79). Stuttgart 1931.

Diesel, Eugen, Das Land der Deutschen. Leipzig 1931.

Dorf, Das deutsche. Süddeutschland von H. Rebensburg, Norddeutschland von Gustav Wolf. München 1913–1914.

Ebinghaus, Hugo, Das Ackerbürgerhaus der Städte Westfalens und des Wesertals. Dresden 1912.

Einspinner, Heinrich, Flüge über Österreich. Graz 1937.

Fischer, Alfred, Historische Stadtpläne mit besonderer Berücksichtigung der Beziehungen von Burg oder Schloß zur Stadt. Karlsruhe 1930.

Gantner, Josef, Grundformen der europäischen Stadt. Wien 1928.

Grantz, Max, Deutsche Städtebilder. Leipzig 1940.

Gruber, Karl, Eine deutsche Stadt. Bilder zur Entwicklungsgeschichte der Stadtbaukunst. München 1914.

Gruber, Karl, Die Gestalt der deutschen Stadt. Leipzig o. J. (1937).

Helbok, Adolf, Deutsche Siedlung. Halle 1938.

Hielscher, Kurt, Deutschland, Bauten und Bilder. Berlin 1924.

Hielscher, Kurt, Österreich, Bilder und Bauten. Berlin 1928.

Holtmeyer, A., Rathäuser i. Alt-Hessen, Band I. Marburg 1912.

Klaiber, Christian, Die Grundrißbildung der deutschen Stadt im Mittelalter. Berlin 1912.

Kuhn, Waldemar, Kleinsiedlungen aus friderizianischer Zeit. Stuttgart 1918.

Kuhn, Waldemar, Kleinbürgerliche Siedlungen in Stadt und Land (aus: Das Siedlungswerk). München 1921.
Kulke, Erich, Die Laube als ostgermanisches Baumerkmal. München o. J. (1939).
(Langewiesches Blaue Bücher), Deutsches Land in 111 Flugaufnahmen. Königstein und Leipzig 1933.
Alte deutsche Städte. Königstein und Leipzig 1935.
Langen, Gustav, Stadtplan und Wohnungsplan vom hygienischen Standpunkt. Leipzig 1927.
Langen, Gustav, Deutscher Lebensraum. Berlin 1929.
Lenz, Fritz, Die räumliche Entwicklung Lübecks bis zum Stralsunder Frieden. Wolfhagen-Scharbeutz 1936.
Leixner, Othmar, Der Stadtgrundriß und seine Entwicklung. Wien o. J. (1924).
Lohf, Paul, Türme und Tore von Flandern bis zum Baltikum. Wolfhagen-Scharbeutz 1940.
Margarethenhöhe bei Essen, erbaut von Prof. Georg Metzendorf (Text von A. E. Brinckmann und G. Rath). Darmstadt 1913.
München und seine Bauten. Herausgg. vom Bayrischen Architekten- und Ingenieurverein. München 1912.
Münter, Georg, Die Geschichte der Idealstadt. Berlin 1928.
Putzger-Baldamus-Schwabe, Historischer Schulatlas.
Reichow, Hans, Gedanken zur städtebaulichen Entwicklung des Groß-Stettiner Raumes. 1941 (nicht im Handel).
Reinerth, Hans, Das Federseemoor als Siedlungsland des Urzeitmenschen. Leipzig 1936.
Ritz, J. M., Das unterfränkische Dorf. Augsburg 1926.
Schuchhardt, Carl, Die Burg im Wandel der Weltgeschichte. Potsdam 1931.
Schulze, Konrad Werner, Stadt und Land als organischer Lebensraum. Stuttgart o. J. (1932).
Schumacher, Fritz, Probleme der Großstadt. Leipzig 1940.
Stadt, Die schöne deutsche. Süddeutschland von Jul. Baum, Mitteldeutschland und Norddeutschland von Gustav Wolf. München 1911, 1912, 1913.
Städtebilder. Mitteilungen d. Rhein. Vereins f. Denkmalpflege und Heimatschutz, 6. Jahrgang (1912), Heft 3: Pläne von 41 rheinischen Städten im Maßstab 1 : 7500.
Steinhausen-Diesel, Deutsche Kulturgeschichte. Leipzig 1935.
Steinmetz, Georg, Grundlagen für das Bauen in Stadt und Land, Bd. 1: Körper und Raum. München 1928.
Straehle-Uhlig, Süddeutschland von oben. Tübingen 1924.
Werner, Hermann, Das bastionäre Befestigungssystem und seine Einwirkung auf den Grundriß deutscher Städte. Würzburg 1935.

Wiedenhofer, Josef, Die bauliche Entwicklung Münchens im Lichte der Wandlungen des Baupolizeirechts. München 1916.

Zieler, Otto, Potsdam, Ein Stadtbild des 18. Jahrhunderts. Berlin 1913.

Zucker, Paul, Die Entwicklung des Stadtbildes; die Stadt als Form. München und Berlin o. J. (1929).

Für die Zeichnung auf Seite 99 oben (Weichselmünde) wurde benutzt eine Aufnahme der Techn. Hochschule Danzig (Lehrstuhl Prof. Dr. Krischen) aus Zentralblatt der Bauverwaltung 1934 / Heft 15; die Ansicht von Neuleiningen auf Seite 115 wurde nach einer Zeichnung von Hermann Hussong (in: Aus Städten und Dörfern der Pfalz am Rhein, Ludwigshafen 1929) angefertigt.

Satzanordnung vom Verfasser
Druckstöcke: Sinsel & Co. in Leipzig
Satz und Druck: Offizin Haag-Drugulin
in Leipzig
Papier: Papierfabrik Scheufelen
in Oberlenningen (Württ.)